EDITOR
Rev. Jos. S. Heidt, O.M.I.

MANAGER
Rev. Hugo M. Loran, O.M.I.

MARIENBOTE

Zeitschrift für die katholische Familie

VII Jahrgang May 1939 Bd. 2, Nr. 8



Subscription Price

A year in advance............................$1.00
Single copies 10c
Club rate, 25 copies..........................$1.50
Foreign, per year $1.25

Advertising Rates
On application to Business Manager.

Checks and Money Orders
should be made payable to DER MARIENBOTE.

Change of Address
Both old and new address should always be given at least two weeks before publication.

Manuscripts
Submitted to the editor should be typewritten. Unsolicited material cannot be returned unless accompanied by postage.

TRIAL COPIES
Sent free on request to all prospective subscribers.

Renewal
Renewal of subscription remitted after the 25th of the month will be entered only in the following month.

INHALT

CONTENTS

★

ZEITSCHRIFT FUER DIE KATHOLISCHE FAMILIE

DER MARIENBOTE,
a monthly family magazine, edited and published with ecclesiastical approbation by the Oblate Fathers at

THE MARIAN PRESS
924 Victoria Ave. Regina, Sask.

Komm heiliger Geist erfülle die Herzen Deiner Gläubigen und entzünde in uns das Feuer Deiner Liebe +

Franz Egert

Von der Kraft des Heiligen Geistes

Von P. Werner Merx, O.M.I.

DEN Frühling mit seinem Wachstum und Blühen kann man nicht beschreiben, so wie er ist; man muss ihn erleben und fühlen. Die Kraft, die da in den Pflanzen und in der ganzen Natur arbeitet, kann man nicht sehen, aber an den Wirkungen erfährt man ihr Dasein. Wenn man im Winter einen Baum oder Strauch sieht, wie er da steht in der bittersten Kälte, den Winden ständig ausgesetzt, scheinbar dürr und leblos, oder wenn man kurz nach der Schneeschmelze eine Wiese sieht in ihrer öden, grauen Farbe — da möchte man auch nicht denken, dass der Baum oder Strauch in einigen Wochen in herrlichster Blüten- und Blätterpracht dastehen werde; und die grüne Sommerwiese will uns garnicht dieselbe scheinen, die sie im Winter gewesen. Da ist etwas Gewaltiges zustande gekommen. In aller Stille, fast über Nacht, ohne Lärm, aber mit unfehlbarer Sicherheit ist alles neu geworden. Ein Schauspiel, das sich Jahr für Jahr wiederholt — immer ist diese geheimnisvolle Kraft am Schaffen — in ihrem Wesen unerfassbar, in ihren Wirkungen voll prachtvoller Sichtbarkeit.

Voll solcher Kraft und Gewalt ist die Tätigkeit des Hl. Geistes in der Menschenseele und in der ganzen Kirche. Man hat aber leider mehr Aufmerksamkeit für das Wachsen und die Schönheit in der Natur als für das Wirken und Wehen des Geistes Gottes in der Menschenseele. Und doch ist die Gewalt des Geistes viel grösser als die Naturkraft; die Wirkungen, die durch ihn hervorgebracht werden, sind viel grossartiger.

Hier sind einige alt- und allbekannte Tatsachen; die sollen uns das alles noch mehr zum Bewusstsein bringen. Erstens: Als wir getauft wurden, sind wir im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit getauft worden. Zweitens: Wenn wir unser Tagewerk beginnen und wenn wir es schliessen; vor jedem Gebet und nach jedem Gebet bekennen wir im Kreuzzeichen unsern Glauben an die Dreifaltigkeit. Drittens: So oft wir den "Glauben" oder das Glaubensbekenntnis beten, bekennen wir denselben Glauben. — Und nun eine Tatsache anderer Art, die eigentlich Staunen erregen sollte: Wir glauben an Vater, Sohn und Hl. Geist; wir glauben, dass alle drei gleicher Gott, gleich ewig, gleich allmächtig, gleich gut sind, — und doch kommt unsere Verehrung nicht allen drei im gleichen Masse zu, mit andern Worten: die dritte Person, der Hl. Geist, wird vergessen. Gewiss, vor der Predigt am Sonntag da singt man ein Lied zum Hl. Geist — wieviele wissen, warum man das hauptsächlich tut? Man weiss natürlich auch, dass Pfingsten das Fest des Hl. Geistes ist, weil er ja am ersten Pfingsttage in Gestalt feuriger Zungen erschienen ist. Man hat sogar manchmal besondere Andachten zum Hl. Geist in der Kirche. O ja, — bald hätt' ich's vergessen —, man ist ja auch gefirmt worden. Das war ja was besonderes, hat man doch vom Bischof einen "Backenstreich" erhalten — und vielleicht vom Firmpaten ein Geschenk.

Aus diesen hier aufgezählten Gelegenheiten, bei denen wir mit dem Hl. Geist in Berührung kommen oder uns mit ihm beschäftigen, besteht für gewöhnlich die Verehrung des Hl. Geistes. Und das ist lächerlich wenig und lange nicht genug. Nein, nicht genug, denn sonst würde ein stärkeres Glaubensleben in uns sein und mehr getan werden für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Denn der Hl. Geist ist ein Geist der Wahrheit, der Stärke, der Liebe — Tugenden, die jeden Christen schmücken sollen und die ihm besonders in der heutigen Zeit notwendig sind, um dem Zeitgeist mit seiner Lauigkeit im Glauben und seiner Sittenverderbnis zu widerstehen.

Eine andere wichtige Tatsache soll uns zu besserem Verständnis helfen. — Gott ist ein Gott — und nichts kann mehr eins und ewig sein als

Gott. In Gott sind drei verschiedene Personen, die zwar auf keine Weise von einander getrennt sind, aber doch voneinander verschieden sind, — nicht verschieden in Göttlichkeit. sondern insofern verschieden, als eben eine Person nicht die andere ist. Gott Vater ist ewig, allmächtig usw., — und so ist Gott Sohn; aber Gott Vater ist nicht Gott Sohn. Gott Hl. Geist ist gleicher Gott mit Vater und Sohn, aber er ist weder Gott Vater noch Gott Sohn. Es mag dies alles fast einfach klingen; aber in Wirklichkeit ist es ein Geheimnis, das kein erschaffener Verstand je ergründen kann. Wir sehen aber daraus soviel, dass die verschiedenen Personen in der Gottheit auch verschiedene ihnen eigene Tätigkeiten haben müssen. So sagen wir, dass die Erschaffung aller Dinge besonders Gott dem Vater zukommt, die Erlösung aber Gott dem Sohne. Die besonders dem Hl. Geist eigene Tätigkeit ist die Heiligung und Stärkung der Seele.

Höre, was der Heiland seinen Jüngern gesagt hat: "Wenn der Beistand kommt, den ich vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, so wird er Zeugnis von mir geben. Und auch ihr sollt Zeugnis von mir geben.'" Und dann verspricht der Heiland weiter den "Geist der Wahrheit", der die Jünger in alle Wahrheit einführen soll. Zehn Tage nach der Himmelfahrt wird Christi Versprechen erfüllt.

Welch' ein Wandel bei den Aposteln und Jüngern Christi! In Feuerzungen kommend, hatte der Geist wirklich ihr Herz entflammt mit der Liebe zu Gott und erfüllt mit Begeisterung für die Wahrheit, die Christus gebracht hatte. Deutlicher können wir die Wirksamkeit und Kraft des Hl. Geistes uns nicht vor Augen führen als an diesem Beispiel der Apostel. Aus Männern, die aus Furcht vor den Juden sich verbargen, wurden Prediger, Bekenner, Märtyrer.

So stark war die Kraft und der Beistand aus der Höhe, dass am ersten Pfingsttag die Kirche Christi äusserlich Gestalt annahm und sich wunderbar ausbreitete. So stark war die Kraft des Geistes, dass Christi Kirche allen Verfolgungen trotzte, alle Irrtümer besiegte und die reine Lehre ihres göttlichen Stifters unversehrt bewahrte. So stark ist die Kraft des Geistes immer noch, dass dieselbe Kirche, die damals in Jerusalem noch klein war, heute ein weltumspannendes Reich bildet. Und auch heute noch macht die Kraft des Hl. Geistes die Kirche zum einzigen wirklichen Bollwerk gegen Irrtum und Sittenverderbnis.

Es ist der Hl. Geist, der die Kirche als Leib Christi belebt und zusammenhält, der Geist, der jedem Gläubigen in allen Sakramenten und besonders in der Firmung verliehen wird. Denn er ist der Geist der Einheit, der gegenseitigen Liebe, der Geist der Erleuchtung zu immer besserem Eindringen in die Tiefen der Glaubenswahrheiten. Wunderbar ist es, dieses Geisteswehen zu beobachten und zu verspüren in einer Gemeinschaft von Gläubigen, die sich ihrer Aufgabe als Katholiken bewusst sind. Kein Mensch kann das Leben der Kirche, ihre Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte verstehen, wenn er nicht alles auf das gewaltige Wirken des Heiligmachers, Trösters und Stärkers zurückführt. Das ist das "Geheimnis" der Kirche. Was ist alle äussere Organisation, alles Predigen und Missionieren, wenn das innere Leben fehlt? Ein toter Leib mag ganz die Aehnlichkeit, die äussere Schönheit und Erscheinung eines lebendigen Leibes haben — er ist aber eben tot, und zu Tätigkeit, Weiterentwicklung, Dauer unfähig. Das ist die Kirche ohne den Hl. Geist — ein toter Leib, ohne Leben, ohne Wärme und Kraft.

Und wie es mit der Kirche ist, so ist es mit dem einzelnen Gläubigen. Ein Katholik, der nicht die belebende Wirkung des Hl. Geistes in sich aufzunehmen bemüht ist, wird sein "klingendes Erz und tönende Schelle." Da ist kein Wachsen und kein Starkwerden. Man tut seine Pflicht, was Kirchgang und Sakramentenempfang angeht. Alles, was darüber hinausgeht, — ja, man denkt garnicht daran, dass es ein "darüber hinaus" gibt —, ist für die "Frommen." Es ist schliesslich noch nicht einmal bewusste Nachlässigkeit, kein böser Wille, nein, es ist eine "Vernachlässigung der Einsprechungen des Hl. Geistes."

Es sollte nicht so sein. Sei dir bewusst, mein lieber Christ, dass du in deinem Leben die Kraft und Stärke des Hl. Geistes brauchst. Du weisst, dass du für deinen Glauben kämpfen musst, dass du von Feinden deines und Christi Glaubens umgeben bist, mögen diese Feinde nun Menschen, Bücher, Zeitungen oder widerwärtige Verhältnisse sein. Der Heiland hat uns ja gesagt, dass wir, die Diener, nicht über den Meister sein dürfen. Er hat uns aber auch den nötigen Beistand versprochen und gegeben. — Das nächste Mal also, wenn in deiner Kirche das Heilig-Geist-Lied gesungen wird, dann singe es mit, nicht, auf dass der Prediger nicht stecken bleibe, sondern singe es mit für dich, damit du vom Worte Gottes innerlich erfasst werdest und als besserer Mensch nach Hause gehst. Bete überhaupt recht viel zum Hl. Geist, damit du immer mehr jene Begeisterung erhältst, die zu einem Kämpfer Chrsti gehört; damit du immer mehr die Liebe in dir spürst, die dich deinen Gott und deine Kirche über alles schätzen lässt. Bete vor allem zum Geist der Weisheit und Erleuchtung, wenn du vor wichtigen Entscheidungen stehst. Fünf Minuten innigen Gebetes sind in solchen Fällen mehr wert als Stunden menschlicher Erwägungen und menschlichen Mühens.

"Sende aus deinen Geist, und das Angesicht der Erde wird erneuert werden." Täglich sendet Gott seinen Geist jedem Menschen, auch dir. Hilf in der Kraft des Hl. Geistes, das Angesicht der Erde zu erneuern.



GEBET

O Herr, lass mich zu einem Segen werden,
Der durch der Menschenhäreser geht,
Zum Segen den Verneinenden, vor denen
Das Kommende im Dunkel steht;
Zum Segen vieler Müden, die hinsinken
Erschöpft und bleich am Wegesrand;
Den Schluchzenden, die sich in tiefsten Qualen
Das Antlitz pressen in die Hand.
Gib Liebe mir, um auch den nie Verstand'nen
Den letzten, fernsten, nachzugeh'n,
Mit ihrem stummen Weinen mitzuweinen,
Das Unsagbarste zu versteh'n.
Doch lass dein Segen mich, dein Segen
werden,
Der dich nur bringt, der leis und still
Und selbstlos wandelnd, deinen Gottesfrieden
In vielen Seelen gründen will.

S. E.



Ludwig, der Kleine Held.

DIE Geschichte, die ich heute erzähle, ist sehr schön. Sie ist geschehen in Armenien, wo es viele tapfere Christen gibt. Diese haben aber wütende Feinde in den Türken, von denen sie rings umgeben sind. Oft haben sie heftige Kämpfe mit ihren Bedrückern führen müssen, teils um ihres Glaubens, teils um der Freiheit ihres Volkstums willen. Ganz schlecht ging es den Armeniern im Weltkrieg, wo die Türken schliesslich Herr geworden sind und viele Tausende aus dem Armeniervolk zu Märtyrern für ihren Glauben gemacht haben. In einem dieser Kämpfe is das Folgende geschehen:

Da war in einem Dorf ein blasser, kleiner Knabe, der hiess Ludwig. Er hatte einen Freund unter den vielen Judenkindern, die es dort gab, der hiess Ernst. Ernst hatte keine Eltern mehr und niemand kümmerte sich viel um ihn; umso enger schloss sich Ludwig an ihn an. Er hatte Mitleid mit dem elternlosen Knaben.

Eines Morgens nun war das ganze Dorf in Aufregung. Es war telegraphiert worden, dass zwei Menschen in einem Auto durch den Ort kommen werden, die dem Feind Geld und Waffen überbringen wollten. Es handelte sich nun darum, das Auto aufzuhalten. Deshalb wurde die Brücke unten am Dorf scharf überwacht. Um aber das Auto rechtzeitig zu gewahren, sollte oben beim Felsentor über dem Dorf ein Posten stehen, der beim Erscheinen des Autos mit der Fahne ein Zeichen geben würde. Ein Knabe sollte diesen Posten übernehmen, denn die Männer waren fast alle im Krieg. Freilich bangten alle Mütter um ihre Buben; denn das Postenstehen war in diesem Falle nicht ohne Gefahr. So wurde der kleine Ernst ausersehen, für den niemand eintrat, da er ja keine Mutter mehr hatte und zudem ein Judenkind war. Ernst war gerne zu dem Dienste für sein Vaterland bereit.

Auch Ludwig hörte von der Sache. Er war Ministrant und musste beizeiten in der Kirche sein, um bei der heiligen Messe zu dienen. "Ich will noch schnell meinen Freund sprechen," sagte er und ging eilends zu ihm.

Mit fliegendem Atem langt er an. Er schreit schon von der andern Seite:

"Ist's wahr? Du sollst Posten stehen?"

"Ja," sagte stolz der andere. "Ich werde als Posten zum Felsentor gestellt. Sobald ein Feind sich zeigt, muss ich mit dem Fähnchen ein Zeichen geben."

"Fürchtest du dich nicht?"

"Es wird mir nichts geschehen, sagen die Grossen."

Ludwig dachte nach. Auf seinen feinen Zügen malte sich Trauer.

"Du, Ernst, wenn sie aber schiessen? — Und du bist doch nicht getauft. Weisst du was? Ich werde dich taufen, so kommst du wenigstens in den Himmel, wenn du stirbst."

Ernst lachte.

"Sei nicht dumm, Ludwig! Was würde mein Pflegevater sagen? Und du brauchst wirklich keine Angst zu haben, man wird mich schon nicht totschiessen."

Man läutete das zweite Mal zur Messe.

Ludwig lief fort, schrie aber noch im Laufen zurück:

"Wann gehst du?"

"Gleich, man holt mich schon."

Als Ludwig bei der Kirche anlangte, läutete es das dritte Mal. Der Herr Pfarrer legte sich schon die Messgewänder an und lächelte liebevoll dem erhitzten Knaben zu:

"Haben wir uns verspätet, Ludwig?"

"Ich war bei Ernst," sagte der Kleine und vergass in seiner Erregung sogar zu grüssen. "Ist es wahr, Herr Pfarrer, dass man ihn nicht totschiessen wird?"

Der Priester wurde ernst.

"Das kann leicht passieren. Bete für ihn in der heiligen Messe."

Ludwig öffnete die Augen weit.

"Und er — er — denkt gar nicht daran."

"Man hat es ihm wahrscheinlich nicht gesagt. Niemand sorgt sich für die arme Waise. Und, nicht wahr, man muss für das Vaterland Opfer bringen und sogar das Leben aufs Spiel setzen!"

Ludwig antwortete nicht. Seine grossen Augen leuchteten, wie wenn er Engelein sähe, und ein sonderbares Lächeln spielte um seine Lippen.

"Willst du noch etwas, mein Kind?"

"Herr Pfarrer, bitte, ich möchte beichten."

Ludwig kommunizierte jeden Tag. Die Bitte überraschte den Priester nicht. Geduldig legte er das Messbuch beiseite und setzte sich in den Beichtstuhl.

Bald erklang die Glocke und der Pfarrer trat mit seinem kleinen Ministranten in die Kirche.

Es war eine traurige stille Messe. Im Chor

sang niemand, die Orgel war stumm, nur manchmal schluchzte eine alte Frau in die Stille hinein — ihr Sohn war im Krieg . . . .

"Agnus Dei" . . . Der Priester schaute überrascht Ludwig an. Als er ihm den heiligen Leib Jesu reichte, hatte der Kleine Tränen in den Augen, und doch war sein Gesicht von einem leuchtenden Lächeln verklärt, wie wenn er, mit Engelsaugen, Jesus selbst erblickte . . . .

Der Vormittag verflog rasch nach der heiligen Messe. Mittagsgeläute erklang im Dorf.

Der kleine Judenknabe sass am Hügel und langweilte sich. Er ass eine Tafel Schokolade und dachte, dass es gut wäre, zum Mittagessen gehen zu können; es kam ja heute sowieso niemand!

"Hallo, Ernst!"

Ernst drehte sich um. Es war Ludwig. Sein sonst so blasses Gesichtchen leuchtete rosig, die blauen Augen funkelten und die Stimme zitterte vor Erregung.

"Was gibt's, Ludwig?"

"Nichts . . . Lauf heim zum Essen, ich bleib' indessen da."

"Da werd' ich geschimpft," weigerte sich der andere. "Ich muss hier bleiben, sonst bekomm ich Schläge."

"Ich sag ja, dass ich da bleibe. Du musst auch nicht nach Hause gehen, hier ist etwas Geld aus meiner Sparbüchse, lauf und kaufe dir etwas zum Essen."

Ernst nahm das Geld an. Dann lief er geschwind den Hügel hinunter, damit er bald zurück sei.

Im nächsten Augenblick fiel Ludwig auf die Knie. Auf seinem Gesichtchen, welches er dem Kreuz des Kirchturms zukehrte, lagerte sich feierliche Ruhe. Die Sonne strahlte eine Glorie um sein goldlockiges Haupt.

"Jesus," betete das Kind, "Jesus, hör' mich an, du bist ja in meinem Herzen! Ich hab' auf der Post gehört, dass ein Telegramm gekommen ist . . . Jetzt kommt der Feind . . . Hörst du, Jesus! Ich habe Ernst fortgeschickt, weil er ein Jude ist, und wenn sie doch schiessen, kommt er nicht zu dir . . . Und ich hab' es ja leicht, weil du in meinem Herzen bist, und wenn sie mich zufällig totschiessen, nimmst du mich mit in den Himmel . . . Nicht wahr? Und, Jesus . . . segne ich, sie sind schon da!"

Ein Auto fuhr unten am Weg vorüber. Ludwig sprang auf, ergriff die Fahne und winkte zur Brücke hinüber . . . . Das Auto blieb für einen Augenblick stehen, irgend jemand fing unten entsetzlich zu fluchen an und ein Schuss krachte . . .

Vor Ludwigs Augen flossen der grüne Hügel, der blaue Himmel und das Kreuz am Kirchturm in eins zusammen. "Ich bete dich an, ich liebe dich," flüsterte er noch und fiel hin.

Als er wieder die Augen aufschlug, knieten die Leute um ihn . . . Ernst, der kleine Jude, schluchzte laut und der Pfarrer beugte sich mit feuchten Augen über ihn.

"Herr Pfarrer," flüsterte Ludwig, "bitte, sagen Sie der Mutter, sie soll nicht weinen, ich wollte — wollte sterben — anstatt Ernst — weil er vielleicht nicht in den Himmel gekommen wäre — und mich nimmt Jesus gewiss — zu sich . ."

Er zeigte auf sein Herz, dass Jesus dort sei, und flüsterte noch einmal:

". . . bete dich an — liebe dich . . ."

Beim letzten Wort kam ein strahlendes Lächeln auf die Lippen des kleinen Märtyrers, welcher sein Leben dem Vaterlande und zu gleicher Zeit für eine andere Seele geopfrt hatte . . Sein letztes Lächeln erwiderte schon der Herr Jesus oben im Himmel, wo er den kleinen Helden, der durch ihn so brav und mutig geworden war, ans Herz drückte . . .

Der Krieg ging vorüber. Es war Friede und alles wieder in der alten Ruhe. Nur draussen auf dem Friedhof erhebt sich ein neuer kleiner Grabhügel . . Ein brauner, kleiner Lehrbub schleicht sich dahin. Nicht wahr, du weisst, wer es ist? . . . Er bleibt stehen, schaut sich um und kniet endlich zum kleinen Grabkreuz hin:

"Ludwig," flüsterte er mit durch Tränen erstickter Stimme, "ich bin nur gekommen, dir zu sagen, dass ich getan habe, was du wolltest . . . Ich bin schon der Bruder des lieben Jesus . . . . Ich bin getauft . . . . Und morgen gehe ich das erste Mal zur heiligen Kommunion . . . Ludwig, bitte — bete für mich dort oben im Himmel!"

Und vom weiten Himmel schaute Ludwig, der kleine Held, von der Seite Jesu, mit glücklichem Lächeln auf Ernst nieder.

Buschwallfahrt mit Hindernissen

Von P. Phil. Funke, O.M.I.

III.

NUN, heiliger Antonius, schau dass wir heimkommen, sonst geistert Prärie-Onkel und Buschpfarrer noch einen Monat im Marienboten herum.

Abfahrt ohne Ausfahrt. — Einen Tag noch blieben die Busch-Pilger bei ihrem freundlichen Gastgeber von Beauval, dann hiess es Abschied nehmen, wenigstens provisorisch, denn man weiss ja niemals, was passiert. Und richtig passierte es auch. Stolz war unsere Ford (Model 1928 u.s.w.) über die Ferry gefahren, und hinein in den dunkeln Busch. Nach zehn Meilen drehte sich der Weg, aber nicht nur horizontal, wie die Gelehrten sagen, sondern gleich vertikal, das heisst auf Buschdeutsch: wir standen vor einem mächtigen "Sandpuckel". Wer einmal Ameisen beobachtet hat, welche aus einem steilen Sandloche herausklettern wollen, weiss, wie es uns ging. Alles Drücken, Schwitzen, Stemmen mit Baumästen half nichts. Selbst ein Seitenweg durch den Wald um den "Puckel" herum, den wir uns durch das Gestrüpp zu schlagen suchten (die mächtige Axt des Pater Lacombe kam uns dabei "händig") half nichts. Immer standen wir am Ende da, wo wir am Anfang gestanden hatten, nur etwas tiefer im Sand. Nach drei Stunden unnützer Arbeit kehrten wir langsam unsere treue Car in südliche Richtung, zurück zur Mission. Auf dem Wege gab es fromme Zwiegespräche. Zum ersten Mal zwei-

felt Pater Johannes am heiligen Antonius. "Bleibt also nichts übrig, als unsere Ford-Car hier in dem Buschnest als "Junk" dem nächsten Buschjuden zu verkaufen (die arme Ford stolperte über eine Baumwurzel vor Schrecken) und ein Flugzeug von Meadow Lake zu bestellen, um heimzufliegen." "Das wäre ja auch interessant," denkt der leichtsinnige Prärieonkel, ahnt er doch nicht, wie innig hier im Westen die Herzen von Pfarrern und Cars zusammenwachsen. Sagen tut er aber nichts, sondern brummt nur sympathisch: "Am End hilft der hl. Antonius doch noch." Und richtig, als wir an die Ferry zurückkommen, stürzt uns ein "Expert" entgegen. "Euer 'timer' ist ja nicht in Ordnung." Schon steckt sein Kopf unter dem Deckel der "Engine", einige Drehungen mit dem Schraubenzieher, und auf einmal geht ein neues Leben durch die alte Ford. Jetzt kann sie Alles packen, auch so einen dummen "Sandpuckel". Doch für heute ist es zu spät, mit einem feinen Lächeln nimmt uns der Pater von Beauval wieder in seine brüderlichen Arme. Also morgen, aber dann sicher.

* * *

Flussschnellen und Indianer - Camp. — Der Reiseplan wird geändert. Einige Halbindianer wollen denselben Weg gehen. Einer, der "Expert", setzt sich zum Buschpfarrer ins Auto, der Prärieonkel steigt mit einigen anderen in ein richtiges Indianer-Canoe, um sich durch eine kleine Gasolin-Engine den Fluss hinauf drücken zu lassen. Welch herrliche Fahrt auf dem schönen Beaver River. Zu Mittag wird Halt gemacht. Ein kleines Feuer brennt bald am Ufer. Mit zugespitzten Stöcken werden Speckseiten gegen das Feuer gehalten. Eine Can "Pork and Beans" wird geöffnet, und mit etwas "Bannokbrot" verspeist. So ist das "Indianeressen" fertig, und weiter geht's. Bald sind wir am Fusse der Stromschnellen, welche ja schliesslich Schuld waren an der ganzen Wallfahrt. Denn wären sie nicht gewesen, hätte Pater Grandin den Weg durch den Wald nicht gehauen. Dann hätten wir auch keine Versuchung bekommen, es zu probieren mit der Car, und sässen schön daheim in der "Zivilisation". Das Boot fährt ans Ufer, um allen unnützen Ballast abzuladen, der zu Fuss durch den Busch weiter laufen muss. Der Prärieonkel denkt schuldbewusst an seine 220 Pfund mit Uebergewicht, doch winkt ihm der Führer, ruhig sitzen zu bleiben. Man will einmal diesem Weissen zeigen, wie man Stromschnellen überwindet. Interessant ist es. Das Boot schiesst in eine Strömung hinein, bis die "Engine" keine Kraft mehr hat, dann hilft eine lange Stange immer wieder über den "toten Punkt" hinüber. Siebenmal geht es so, und schliesslich stehen wir am Rande des "Buschcamps", wo uns der Buschpfarrer mit strahlendem Gesicht erwartet. Also ist das Schlimmste gepackt, und wir brauchen nur noch "heimzufahren" — ja, wenn!

* * *

Drei Mann, St. Antonius. — Warum muss der Prärieonkel immer an die "Ferry" über den Entenfluss denken? Die werden sie doch tüchtig festbinden, dass nichts passieren kann, und vorsichtig sein. Es sind 17 Buschmeilen bis dorthin, kein Mensch, keine Wohnung weit und breit. Ein alter Indianer steht neben der "Ferry" und schaut uns andächtig zu, wie wir hinabfahren. Die Car fährt langsam auf die Baumstämme der selbstgemachten Fähre, sie krachen, schieben sich etwas auseinander, wir drücken mit Stangen voran, und schon sind wir am andern Ufer. Also siehst Du, es war nichts. Schnell wird die Ferry festgebunden, die Car fasst das Ufer mit den Vorderrädern, steigt das Ufer hinan—und steht. Zu steil. Also wieder zurück auf die Ferry; ein neuer Anlauf, fast liegen die Hinterräder im Wasser, aber trotz Glück geht es schief, oder vielmehr, es geht gar nicht. Das Ufer war nicht für Autos gemacht, und es hatte die letzte Nacht geregnet. Unmöglich, hinauf zu kommen. Unser Indianer bringt eine Schaufel, aber man müsste schon einen Tunnel graben, um auf die Höhe zu kommen. Man braucht ein Pferd, also: "Zum nächsten Farmer," denken sich die naiven Präriemenschen. Ein Pferd? meint der Indianer. Die gibt es 30 Meilen von hier nicht. Aber doch Menschen, Indianer? 20 Meilen weit nur er und seine Squaw. Das wird ernst. Der Prärieonkel wird desperat. "Drei Mann brauchen wir, Pater Johannes, sag's dem heiligen Antonius. Wofür haben wir ihn denn?" "Drei Mann?" lächelt der Indianer. Auf einmal schaut er verblüfft auf die andere Seite des Flusses: "Aber da kommt ja schon einer.' Wirklich tritt soeben eine Gestalt aus dem Walde heraus. So erstaunt sind sie alle, dass der Prärieonkel wirklich denkt, der heilige Antonius steckt dahinter, und unschuldig fragt: "Wir brauchen doch drei, wo sind die zwei anderen?" Vom andern Ufer tönt es herüber: "Die stecken noch im Wald und werden gleich da sein." Und richtig, gleich treten noch zwei kräftige Halbindianer aus dem Busch. Hätte ich doch meinen Photographieapparat bei mir gehabt: die drei Gesichter, die man da sehen konnte, gäben ein köstliches Gemälde. Unser alter Indianer mit erstaunten aufgerissenen Augen und Mund, der Prärieonkel, dessen Mienen zu sagen scheinen: "Ach, Unsinn, so was gibt es nicht," und der Pater Johannes, der dasteht wie der junge Mönch in dem Bilde, dem auf einmal die Mutter Gottes erscheint. Unterdessen kamen die drei St. Antoniusmänner über den Fluss und das Rätsel löste sich. Es war ein Regierungsinspektor, der mit zwei Halbindianern zu dem Camp fahren wollte, und sich auf dem Wege verirrt hatte. Die Indianerfrau hatte ihnen dann gesagt, dass da zwei Bleichgesichter im Fluss steckten, und das Andere kam von selbst.

* * *

Heimkehr auf Dreien.—Immerhin, danke, St. Antonius, jetzt brauchen wir dich nicht mehr. Am Abend machen sich die zwei Pilger ein Feuerchen mitten auf dem Waldweg, legen sich daneben, und verbringen ihre dritte Wallfahrtsnacht unter freiem Himmel. Am Morgen langen wir am Green Lake an, wo man uns freudig empfängt. Man hatte sich schon telephonisch erkundigt, ob wir angekommen wären, und wollte eben eine "Search-Party" organisieren, wie man bei verschollenen Nordpol-Forschern tut, es war aber nicht nötig.

Auf Dreien? Was meint das? Nun, unsere alte Ford fuhr in rasendem Tempo (25 Meilen die Stunde) über die Landstrasse, auf die wir endlich angelangt waren. Auf einmal rappelt es etwas mehr wie gewöhnlich, doch wir waren das vom Busch aus gewöhnt. Aber was läuft da gerade vor unserer Car? Richtig, ein Autorad. Eins unserer Vorderräder hatte es zu eilig gehabt, löste sich einfach von der Achse ab, und lief für sich selber weiter. Und wir auf "Dreien" hinterher. Da das aber nicht mehr im "Busch" geschah, gehört es eigentlich nicht mit zur Wallfahrt, und der heilige Antonius liess uns selber unsere Ford-Car ins Städtchen schleppen, sie "fixen" und "reparieren", weil das ja zum gewöhnlichen Leben des Präriemenschen gehört und nichts mit "Buschwallfahrt" zu tun hat. Und damit Schluss. Alles Erzählte ist aber streng historisch und selbsterlebt von Buschpfarrer, Prärieonkel, und Ford-Car, "Model 1928, u.s.w." —Ph. F.

Religion und Politik

Von Pater Jos. Schneider, O.M.I.

WAS hat die Religion mit Politik zu tun!? Diesen Ruf im Tone der Entrüstung hört man heut so oft. In manchen Ländern hat man ihn zum Kampfruf gemacht und zum Abwehrschrei gegen vermeintliche 'Priesterherrschaft'. Hat ihn zur Unterlage genommen für das 'Recht', die Kirche zu kreuzigen. Ja, dieser Ruf ist zum Modeschrei der Kirchenfeindlichkeit geworden. So mag man ihm irgendwo im Land begegnen, beim einfachen Mann auf der Strasse, wie beim Farmer in der Prärieeinsamkeit.

Wie konnte es dazu kommen?

Mir scheint, das jahrelange Wirtschaftselend ist dran schuld. Es hat das Volk in Kriegszustand und in eine Art Kampfstimmung versetzt. In der Hitze des Gefechts verliert man aber allzu leicht die Ruhe. Verliertt das Herz an jene, die einem verlockende Zukunftsbilder an die Wände malen. Und mit dem Herzen geht der Kopf gleich durch und mit dem Kopf der denkende Verstand. So geht's nicht nur, wenn 'Er' und 'Sie' sich gerne haben. So geht's auch im Zustand der Erregung und gerechten Zornes. Wie's dem Moses gegangen ist am Berge Sinai. Dort hatte Gott unter Blitz und Donnerkrachen Sein Gesetz verkündet. Beim Anblick des bebenden und rauschenden Berges war Israel der Mut entsunken. Alles schwur: "Was immer der Herr geboten, woll'n wir tun."

Sechs Wochen war's gerade her. Und schon tanzt die Bande wie toll ums goldne Kalb herum! Und Aaron, Moses' Bruder, schlägt den Takt dabei! Das war dem Diener Gottes doch zu bunt. Sieht's; schaut sich's an; die eine Hand fährt vor Erregung in den mächtigen Bart hinein; er packt die Gesetzestafeln und zerschmettert sie am Felsen!

So ähnlich mag's dem Farmer und Industriearbeiter heut zumute sein. Loan Company und Tax-System haben ihnen das Fell über die Ohren gezogen. Da sitzen sie nun: hilflos, eigentumslos und hoffnungslos. Besonders d o r t, wo man ihnen mit dem irdischen Besitz auch noch die Religion geraubt. Da starrt man trostlos in sternenlose Nacht. Nichts auf der Welt ist aber weniger geneigt, der Vernunft und wohlgemeintem Rat zu lauschen denn solch heillos verwundeteHerzen. So neigen sie dazu, sich kritiklos auf jene Seite zu schlagen, die ihnen bedingungslose Besserung verspricht. Arbeit und Brot um j e d e n Preis! Und sie wehren sich ungestüm gegen alles, was irgendwie in ihre fiebernden Erwartungen kühlend und ordnend einzugreifen sich bemüht. Und d a s ist die Religion.

So scheint es ihnen ausgemachte Sache: Religion hat sich ganz und gar herauszuhalten aus der Politik und darüber hinaus aus allen öffentlichen Lebensfragen.

Ist diese Forderung gerecht? Oder ist sie übertrieben?

Bei näherer Prüfung erscheint sie gleich als massloser Eingriff in Gottes Hoheitsrechte. Ist Gott nicht auch der Herr des öffentlichen Lebens? Hat Er den Fürsten und Staatslenkern n i c h t s zu sagen? Gilt das Verbot des Diebstahls und der Unterschlagung nicht auch für den Finanzminister? Vom Tun und Lassen jener hohen Herren hängt das Wohl und Wehe von Millionen ab. Was geschähe, wenn sie j e n s e i t s der zehn Gebote ständen; wenn sie treiben könnten, was sie wollten. Ja, die Partei- und Regierungsmänner sind nicht nur dem Prime Minister verpflichtet; noch viel mehr sind sie dem Premier im Himmel verpflichtet. Und im Namen Gottes darf die Kirche, die auf Erden Hüterin der ewigen Gesetze ist, ihnen bei Missbräuchen und Misswirtschaft zurufen: "Bis hierher und nicht weiter!" Das zu leugnen, ist ein grober Angriff gegen Gottes Weltherrschaft.

Es ist aber auch gegen die Vernunft. Denn wohin führt so eine Behauptung zu guterletzt? Man bestreitet die Rechte der Religion auf p o l i t i s c h e m Gebiet. Mit demselben Grunde könnte man auch sagen: "Was hat Religion mit m i r zu tun? Mit meinem Privatleben? Meinem Ehe- und Familienleben? Meinem Geschäft und meiner Arbeit? Meinem Denken, Reden und Tun?" Es läuft also auf ein Hinausdrängen Gottes aus der Welt hinaus. Auf einen Abbau Seiner 10 Gebote. Auf eine Zertrümmerung Seiner sittlichen Weltordnung. Alles soll dem Gutdünken des Einzelmenschen überlassen sein. Genau wie einige 'Ueberaffen' es erstreben: Weg mit Gott und Kirche aus dem Drugstore und dem Law Office; aus Schule und Gericht; aus Parlament und Völkerbund. Zurück mit ihnen in die vier Kirchenwände und in die Sakristei! Oder noch besser: ganz aus dem Land hinaus! Wie es Nietzsche wollte, den man den 'Töter' Gottes nennt. Darf die Kirche so etwas zulassen? Es wäre Wahnsinn, so etwas zu behaupten!

Es wäre aber auch S e l b s t mord! Schafft man mit solch einem Plan nicht den verbissensten Feinden der Menschheit in die Hände? Bedeutet es doch Selbstauslieferung an die ungehemmte Willkür und Herrschsucht mitleidloser Mächte: die Wirtschaftskönige und Geldbarone! Die Blutsauger und Unterdrücker der Armen! Ja, das fehlte ihnen noch: dass ihnen keine Macht der Erde mehr entgegentritt! Dann würden sie am T a g ihrem rücksichtslosen Eroberungswillen fröhnen und in der N a c h t ihr Unrecht süss verschlafen. Es wäre ja niemand mehr, der ihr Gewissen mahnt: "Du s o l l s t nicht Wucherer und Sklaventreiber sein!"

Und erst das Staatsungeheuer. Wie würde es sich mit seinem eherenen Gewicht und seinen tönernen Füssen auf die armen Bürger werfen. Alles zertretend. Alles verschachernd. Landeskinder würden wieder zu Soldaten ausgebildet und meistbietend an kriegführende Staaten verkauft! Wie's vor 200 Jahren noch geschehen ist! Da blieb von Menschenfreiheit und Menschenwürde keine Spur!

Was hat Religion mit Politik zu tun? Was sie mit d i r und m i r und mit jedem Menschen und mit jeder Körperschaft zu tun hat. Sie hat die Politik vor Gewissenlosigkeit und Anmassung zu bewahren. Hat sie mit Recht und Gerechtigkeits-

gefühl zu durchdringen. Mit Verantwortungs- und Pflichtbewusstsein. Hat die hohen Herren, deren Hirn und Hände Völkerschicksale formen, daran zu erinnern, dass sie einen Herrn im Himmel haben.

Das alles h a t sie getan und tut es heute noch. Schau nur auf die Entwicklung in totalen Staaten hin. Wo sind die Generäle, wo die Professoren, die sich der Teufelsherrschaft noch entgegenstemmen? Sie alle sind gehorsamst vor dem Moloch auf die Knie gefallen und beten, Weihrauch streuend, an. Nur e i n e Macht steht ungebeugten Hauptes da: protestierend gegen Unmenschlichkeit und Unkultur, gegen Erniedrigung und Versklavung. Und das ist die K i r c h e!

Ja, wie unermesslich und unersetzlich viel hat die Religion mit Politik zu tun!

P. J. Sch.

25 Jahre Oblatenarbeit

1914 - 1939

Von P. H. Kelz, O.M.I.

ENDE März waren 25 Jahre verflossen, seitdem die deutschen Oblatenpatres die Seelsorge in der St. Marienkolonie — Prelate-Distrikt — übernommen hatten. Da bis jetzt ein geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung dieser Kolonie noch nicht erschienen ist, wollen wir diese Gelegenheit benützen, die Geschichte der St. Marienkolonie kurz zu geben.

Die ersten Ansiedler kamen 1908. In verhältnismässig kurzer Zeit war der ganze Distrikt besiedelt. Der erste Priester, welcher (1910) in der Kolonie Gottesdienst hielt, war der hochw. P. K. Meyer, O.M.I. Darnach kamen in mehr oder weniger regelmässigen Zeitabständen Priester von Medicine Hat, Alta. Gross war die Freude, als im Frühjahr 1912 der hochw. Herr Joseph Reindl seine Residenz im Distrikte aufschlug. Im August des folgenden Jahres war die Kolonie wieder verwaist. Daraufhin wurde die Seelsorge der Kolonie den Oblaten übertragen. Ende März 1914 kam P. L. Hermandung, O.M.I., nach Blumenfeld, wo bereits ein Bethaus und ein Pfarrhaus gebaut war. Ihm folgte einige Wochen später P. Johannes Schulte, O.M.I., der aber bereits im September desselben Jahres den Distrikt wieder verliess. Die Pfarrbücher geben einen Einblick in die Arbeit, die P. Hermandung in den ersten Jahren zu bewältigen hatte. Die Ansiedler hatten sich in verschiedene Gemeinden zusammengeschlossen. Einige hatten auch schon eine Kirche oder ein Bethaus. So bestanden: Blumenfeld, Speyer (jetzt Mendham), Krassna, Rosenthal, Liebenthal, Josephsthal, Prelate, Lancer, Rastadt. Wie viele Meilen P. Hermandung in Buggy und Schlitten zurückgelegt hat—die alten Ansiedler bezeugen, dass er kein Wetter gescheut, — können wir aus den aufgezählten Namen ersehen. Freudig begrüsste er die Hilfe, welche ihm in den folgenden Jahren gesandt wurde. Gerne übergab er einzelne Teile der Kolonie — so 1916 Krassna, Rastadt und Josephsthal; 1917 Rosenthal und Josephsthal; 1918 Prelate und Lancer.

Der Bau der Bahnlinie Leader-Fox Valley brachte die Verlegung der Pfarrresidenzen von Krassna nach Fox Valley — und Rosenthal nach Mendham. 1931 wurde Lancer als selbständige Pfarrei von Prelate abgetrennt. Richmound erhielt 1937 einen residierenden Priester. So hat sich die Marienkolonie stetig weiter entwickelt. Die Zahl der Pfarresidenzen ist im Laufe der verflossenen 25 Jahre auf 6 gestiegen. Ausserdem zählt die Kolonie 10 Missionen (Filialen), von denen die meisten eine eigene Kirche haben.

Diesem äusseren Aufbau hat innere Entwicklung der Gemeinden gleichen Schritt gehalten. Vom guten Geiste, der—Dank der unermüdlichen Tätigkeit der Seelsorger — in den Gemeinden herrscht, zeugen die Berichte der bischöflichen Behörde; die Priesterberufe, welche aus der Kolonie hervorgegangen sind; der Konvent von Prelate, welchem eine gute Anzahl Schwestern angehören, die unserer Kolonie entstammen.

Es würde zu weit führen, sollten alle Patres aufgezählt werden, welche in den verflossenen 25 Jahren in der St. Marienkolonie gewirkt haben. Allen sei ein herzlicher Dank ausgesprochen für ihre treue Seelsorge. Möge die Saat, welche sie gesät, und welche zum guten Teil schon Früchte gebracht, sich weiter entwickeln und noch mehr Frucht bringen zur Ehre Gottes, zum Segen unserer Kolonie und zum Heile aller, die in dieser Kolonie leben.



"Mutter, Bleib"

Von P. P. Funke, O.M.I.

DEN grössten Schrecken meines Lebens erlebte ich als Kind von 5 Jahren. Mutter wollte weggehen. Wir waren wilde Rangen in der kleinen Kinderstube. Und einmal wurde es der armen, überarbeiteten Mutter zu viel. "Jetzt gehe ich weg, und komme nie mehr wieder." Wie haben wir uns an sie gehangen, wie haben wir geschrien: Mutter, geh nicht weg, Mutter bleib," welch ein Jubel, als endlich Mutter den Hut weghing und sagte: "Nun, ich will halt wieder bleiben, aber seid brav von jetzt an."

Ich ging hinauf in mein Bettstübchen, und da suchte ich mir vorzustellen, wie das eigentlich wäre, wenn einmal Mutter wirklich "wegginge". Wie schrecklich das Haus ohne Mutter. Kein Feuer, kein Essen, keine Hülfe in all den kleinen und grossen Kindernöten, keine Liebe, kein Schutz fr uns Kleine gegen die bösen "Grossen" — nun, es war einfach nicht auszudenken, wie schrecklich es wäre, wenn einmal Mutter wirklich wegging.

Nun, ich habe dasselbe Gefühl immer wieder, wenn ich das Elend der grossen Menschenfamilie sehe, wie es uns heute umgibt. Der Gedeanke: es fehlt etwas, was unbedingt da sein sollte, ohne das es kein Glück gibt, es fehlt die Mutter. Wo ist sie?

Die Mutter der grossen Christenfamilie haben sie seit 300 Jahren aus dem grössten Teil der Christenheit hinausgetrieben. Sie wohnt nur noch bei den Kindern und Kinderseelen in der Kinderstube der katholischen Kirche, die liebe "Muttergottes". Anderswo kennt man sie nicht mehr, man will sie nicht kennen. Und was ist aus der grossen Gottesfamilie geworden, der unser Heiland Seine Mutter am Kreuz als letztes Vermächtnis gegeben hatte: zur "Weltmutter", zur "Königin der Christenheit"?

Als die Mutter wegging, ging mit ihr die Liebe. Man fühlte sich nicht mehr als Brüder und Schwestern, als Kinder im Gotteshause. Fremd und kalt stand man sich gegenüber. Und daher kam der Bruderhass, der Stämme und Nationen auseinanderriss, der sich in den wildesten Brüderkriegen austobte, Christen gegen Christen, Gotteskinder gegen Gotteskinder, bis jeder sich verbittert und einsam hinter die Grenzen seiner Nation, hinter die Türen seines Hauses zurückzog, ja bis sich ein eiserner Wall des Egoismus, des "Individualismus" um jedes Herz legte, so dass man jetzt Mann zu Mann, Haus zu Haus, Volk zu Volk als Fremde, wie wilde Tiere, einander gegenübersteht, jeden Augenblick bereit, einander wieder einmal an die Kehle zu springn, wieder im wilden Taumel Bruderblut zu vergiessen.

Als die Mutter wegging, ging mit ihr die Barmherzigkeit. Wie lieb war sie gewesen, die "Mutter der Barmherzigkeit", die "Trösterin der Betrübten", das "Heil der Kranken", die "Zuflucht der Sünder". Und jetzt überall Härte und Selbstsucht, der Reiche unterdrückt den Armen, der Starke den Schwachen, man tritt auf den Besiegten herum, ohne Gnade und Barmherzigkeit verlangt man das Pfund Menschenfleisch in den Friedensverträgen, bis sich der Wurm krümmt, und sein Gift in die Fersen der Unterdrückers stickt, die Welt vergiftet mit tötlichem Völkerhass.

Als die Mutter fortging, ging mit ihr das Kindergemüt der Menschheit. Man wollte sich nicht mehr belehren, nicht mehr leiten lassen. Man wollte "frei denken" und verfiel in geistige Blindheit, so dass man den Glauben, Gott selbst, ja sein eignes Dasein nicht mehr verstand und endlich im Dunklen herumtastet, von jedem halbgelehrten Schwätzer zum Narren gehalten. Man wollte "frei leben" und brach in wilder Leidenschaft ein Naturgesetz nach dem andern, bis endlich Staat, Familie, wie auch das eigne Leben innerlich zersetzt und durchgefault sind, so dass heute die Gesellschaft wie eine lebendige Leiche zum Himmel stinkt.

Als die Mutter wegging, ging mit ihr das Glück und die wahre Lebensfreude. Und ein Heimweh kam in die armen verlassenen Kinderseelen. Man sucht heim und findet den Weg nicht. Man ist verbittert, voll Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, und endlich, gerade in unserer Zeit, erhebt sich ein furchtbarer Verzweiflungsschrei nach der Mutter. Man will nicht länger so weiter leben, man will "heim", man will eine Erlösung finden aus all dem schrecklichen Elend, in das man gefallen ist. Jedem falschen Propheten, der ein neues Himmelreich, einen neuen Glücksstaat verspricht, läuft man nach wie verlorene Schafe in der Wüste. Es ist zum Gotterbarmen, was man heute erlebt, aber es ist auch die Zeit, wo man endlich das Unrecht einsieht, die Mutter vertrieben zu haben, die allein uns arme Menschenkinder versteht, und Alles wieder gut machen kann.

Zurück zur Mutter. Wo ist aber die Mutter der armen Menschheit? In der Kinder-



Bei der Gottesmutter M. Boisserée.

stube sitzt sie in der katholischen Kirche. Da müssen wir Katholiken sie wieder herausholen, sie wieder zur Königin der Kirche machen. Ihr Muttergeist soll wieder den ganzen katholischen Glauben durchdringen auch im praktischen Leben, ihre Mutterliebe wieder die Seele der ganzen katholischen Gemeinschaft werden. Der Katholik soll wieder lernen, sich als glückliches, vertrauendes Kind im Mutterhause zu fühlen, es soll wieder "liebewarm" werden bei uns in unserem Verhältnis zwischen den Hirten und der anvertrauten Herde, zwischen den Brüdern und Schwestern der katholischen Familie, zwischen den "Heiligen" und den armen verlassenen Sündern und Schwachen.

Und wenn dann wieder das Licht der Mutterliebe, die Wärme der Muttergüte, durch die Fenster des Mutterhauses hinausscheint, dann werden die armen verlorenen Kinder draussen auf-schauen. Sie werden wieder Vertrauen schöpfen, und langsam, eins nach dem andern, den Weg zurückfinden zum Mutterhaus, das sie nie hätten verlassen sollen. Nach den Weisasgungen unserer armen deutschen Heiligen, Katharina Emmerich, ist die Zeit des äusseren Glaubenskampfes, in dem die heilige Kirche unter dem Banner des heiligen Michael stritt, zu Ende. Wisesnschaftliche Glaubens- und Gottesbeweise machen wenig Eindruck mehr auf die heutige Welt. Die katholische Sittenlehre wird verachtet, und durch "Besseres" ersetzt, die Organisationsarbeit in der Gesellschaft und im politischen Leben ist überall unterbunden, und in vielen Ländern ganz lahmgelegt. Alle äusseren Kampfmittel scheinen ihre Macht verloren zu haben. Jetzt aber zeigt uns die Heilige, wie die Kirche unter das Zeichen der Mutterliebe Mariä tritt. In der von Frömmigkeit durchdrungenen und durch die furchtbaren Prüfungen gereinigten und verklärten Kirche erscheint Maria der Menschheit, und breitet ihren Muttermantel aus, unter dem alle die verirrten und zerrissenen Seelen Trost und Heimat wiederfinden können.

Und, so sagt die Heilige wieder: Wenn die Welt in der Kirche Maria erkennen, wenn sie einmal sehen lernt, dass Maria und die Kirche ein- und dasselbe sind, dann wird die grosse Heimkehr stattfinden, wo alle, die guten Willens sind in der ganzen Welt, sich um die Mutter scharen in Vorbereitung auf die Endlösung des grossen Weltenrätsels, wenn der Herr wiederkommen wird am Ende der Zeiten.

———o———

AN MEINE MUTTER

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise;
Die Gabe, die für andere immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten wallten darüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin—
Wo man am meisten fühlt, weiss man nicht
viel zu sagen.

Annette von Droste-Huelshoff.



. . . Aus Christi Reich . . .

DENKE KATHOLISCH

Regierungsform. Was "katholische Weltanschauung" ist, haben wir schon erklärt. Jetzt kommt die Frage: In welcher Regierungsform ist diese Weltanschauung verwirklicht? Was den Kommunismus angeht, ist diese Frage leicht zu lösen. Er hat den offenen Kampf gegen die christliche Weltanschauung angesagt, und ist deshalb fr einen Katholiken "erledigt". Für uns handelt es sich jetzt um die Frage "Demokratie" oder "Faszismus"? Um die Antwort zu finden, müssen wir erst verstehen, was eigentlich "Regierung" bedeutet für den Katholiken. Und da gilt zuerst der Grundsatz: jede Regierungsform muss auf der Grundlage der christlichen Zivilisation aufgebaut werden. Also für jede Regierungsform muss das Fundament sein: Der Glaube an Gott, die Achtung vor der christlichen Offenbarung, und die Zehn Gebote Gottes. Wo also die Regierung eines Landes nichts von Gott wissen will, wo man in den Schulen die christliche Erziehung der Kinder verbieten will, wo man Gesteze macht, welche den Geboten Gottes widersprechen, z. B. die Ehetrennung erlaubt, unsittliche Gesetze gibt, das Recht des Eigentumes verneint, Wucher und Erpressungen gesetzlich schützt, Gottesdienst und Freiheit des Glaubens verhindert oder einschränkt, da missbraucht die Regierung ihre Macht, ob sie nun ihr "Recht" aus einer "Weltanschauung", oder aus dem "Willen des Volkes" oder sonstwo hernehmen will. Die Katholiken wissen in solchen Fällen, dass sie der Regierung nicht zu gehorchen haben, sollten sie auch dafür in "Konzentrationslager', Kerker, oder in den Tod gehen müssen. 1900 Jahre lang haben die Katholiken durch ihren "Ungehorsam" gegen solche Gesetze, indem sie sich weigerten, "dem Kaiser zu geben, was Gottes ist", der Welt den grössten Dienst erwiesen. Es war der Kampf um die Gewissensfreiheit, gegen den Missbrauch der Staatsgewalt, mag sie sich nennen wie man will.

* * *

Das "Recht zu befehlen". Regierung besteht darin, dass einige befehlen, und andere gehorchen. Wer gibt nun den einen das Recht, ihren Willen anderen aufzuzwingen, und weshalb sollen diese "anderen" verpflichtet sein, diesen ihrem eigenen Willen zu unterwerfen? Ist die "Staatsgewalt" nur eine "Gewalt" oder hat sie ein Recht? Es wäre hochinteressant, einmal unsere führenden Regierungsmänner zu fragen: ja, warum sollen wir euch eigentlich gehorchen? Wer gibt euch das Recht, uns zu sagen, was wir tun und lassen müssen?

Sie wären erstaunt, zu hören, dass ihr ganzes Recht, zu regieren, ihnen einzig und allein aus dem vierten Gebot Gottes herkommt, das manche von ihnen wohl kaum noch kennen. Weil sie als "Väter" ihres Volkes für das Wohl ihrer "Untertanen" zu "sorgen" haben, sind diese verpflichtet, ihnen zu gehorchen. Also die Verantwortlichkeit für das allgemeine Wohl ist der ganze Grund ihrer Autorität. Der Staat ist nur eine erweiterte Familie, und was von dem Verhältnis zwischen Vater und Kindern gilt, gilt auch für Regierung und Bürger. Und weil dieses Verhältnis in der Natur selber gegründet ist, welche von Gott so erschaffen wurde, sagt man, dass alle Autorität "von Gott" kommt. Also nicht der eigene Wille des Herrshers, nicht seine eigene Ehre oder sein persönlicher Vorteil, auch nicht der Wille der Mehrheit eines Landes, selbst nicht in "Demokratien", ist für eine Regierung entscheidend, sondern einzig "das allgemeine Wohl" des ganzen Staates, das Glück der Bürger, welches ihr anvertraut ist. Jede Regierungsform ist gut, wenn sie diese Grundregeln erfüllt, wird aber schlecht, wenn sie dagegen handelt.

Wie entstehen die verschiedenen Regierungsformen? Kurz gesagt, sie entwickeln sich aus der Natur des Menschen selbst. Die erste Form wird wohl das Königtum gewesen sein. Wie der Vater Herr in seiner Familie, so wurde der "Stammvater" Herr in seinem Stamme und dadurch, dass der älteste Sohn den Vater vertrat und so von klein auf für dieses Amt vorbereitet wurde, kam bald das "erbliche Königtum". So lange der König "Vater" blieb, ging alles gut, wenn aber die Könige ihre Macht missbrauchten, und zu "Autokraten" wurden, verbitterte sich das Volk und vertrieb seine Könige.

Wo keine Familienverbindungen waren, wählte man einen "Führer", Dux. Es war der Mann, dem man das grösste Vertrauen entgegenbrachte, und dem man freiwillig seinen eigenen Willen unterstellte, ihm "Treue schwor" Ein solcher Führer hatte dann volle Macht über das Volk, aufgebaut auf dem allgemeinen Vertrauen der Untergebenen. Missbrauchte aber auch er seine Stellung, so wurde aus dem "Führer" ein "Tyrann", und Wehe dem Volke, das so betrogen wurde.

Aus Furcht vor "Autokraten" und "Tyrannen" kam man dazu, "Demokratien" einzuführen. Entweder gab man dem Regierungshaupt, ob König oder Führer, einen vom Volke gewählten "Rat" zur Seite (und diese Regierungsform, die wir ja in den englischen Ländern haben, scheint sich am besten zu bewähren), oder man gab die ganze Regierung in die Hände eines Parlamentes, welches in gewissen Zeitabständen neu gewählt wurde. Aber auch in dieser Regierungsform stellten sich bald Missbräuche ein, und zwar ganz gewaltige. Statt das "Wohl des Volkes" zu suchen, will man nur den "Willen der Mehrheit" erfüllen, aus lauter Angst vor den Stimmen, und dieser Wille der Mehrheit wird künstlich gemacht durch "Demagogen", Volkshetzer, welche auf die traditionelle Dummheit des grösseren Volksteiles spekulieren, und so die Regierung hinten herum leiten zu ihrem eignen Profitchen.

So sehen wir, dass es keine vollkommene Regierungsform gibt, und es ist unnütz für uns Katholiken, über Demokratie, Faszismus usw. uns zu streiten. Was wir verlangen müssen, ist, dass jede Regierung das Naturgesetz und die göttliche Weltordnung beobachtet, und wenn das mal wieder geschieht, dann lösen sich unsere grossen "Weltfragen" von selbst.

Der Katholik und die Regierung. Aus diesem folgt, dass der Katholik jede rechtmässige Regierung als von Gott gewollt anerkennen und ihr gehorchen muss. Die Kirche macht keine Revolutionen. Aber der Katholik muss auch mithelfen, die Regierung auf der christlichen Grundlage zu erhalten durch Gebrauch seines Stimmrechtes und der anderen öffentlichen Mittel, wie Presse und Organisationen. Das ist kein "poli-

tischer Katholizismus", sondern einfach Bürgerpflicht. Eine Regierung, welche keine Kritik ernster Männer vertragen kann, zeigt dadurch, dass sie auf dem schlechten Wege ist.

* * *

Regierungswechsel. Man arbeitet seit einigen Jahren hier in Canada daran, neue Regierungsformen einzuführen, um dadurch die Probleme zu lösen, vor denen die heutigen Regierungen scheinbar hilflos stehen. C.C.F., Social Credit, und wie sie alle heissen. Was ist von diesen Versuchen zu denken? Solange sie nicht mit Gewalt die Regierung stürzen wollen, und nicht schon in ihrem Programm Punkte vertreten, welche gegen das Naturrecht sind (Privateigentum, persönliche Freiheit und Menschenrechte), braucht der Katholik keine Stellung dagegen zu nehmen. Aber wir müssen nicht vergessen, dass die Schwierigkeiten der heutigen Lage nicht daher kommen, dass man diese oder jene Regierung hat, sondern daher, dass sich die Regierungen in der Gesetzgebung nicht von den christlichen Grundsätzen haben leiten lassen, auf denen jede Regierung aufgebaut sein muss. Nicht, weil wir liberal oder konservativ sind, haben wir die heutige "Depression", sondern weil unser öffentliches Leben nicht mehr christlich ist, und die Rettung meint nicht: weg von den alten Parteien und hinein in neue Experimente, sondern zurück zur christlichen Weltordnung, zur Kirche, auch in der Regierung, auch im öffentlichen Leben, sonst werden die letzten Dinge schlimmer sein wie die ersten, weil das Staatsgebäude nicht auf Christus als Eckstein gebaut ist.

ADSUM — SURSUM — TECUM

Zur Priesterweihe.

Wer ruft?
Schon wieder?
Bist du es, Herr? —
Sieh hier: ich komme,
Dein Knabe Samuel.

Du riefst — ich kam,
Du gingst voran den steilen
Pfad.
Ich folgte, stürzte nieder:
Wie düster, Herr, die Nacht!
Du hobst mich in den Morgen.

Ich bin die Schale — du der
Trank,
Ich bin die Ampel — du das
Licht,
Ich bin der Kelch—du bist das
Blut,
Ich bin die Asche — du die
Glut.

M. Elsen.

* * *

Am 17. Januar 1939 findet in Russland eine Volkszählung statt, nachdem die Zählung vom 6. Januar 1937, die von 912,726 Beamten und 131,872 Kontrollbeamten vorgenommen wurde, für ungültig erklärt worden ist. Angeblich war die erste Zählung schlecht organisiert und daher unzuverlässig. Tatsächlich aber hat sie verschiedene Dinge zutage gefördert, die den Bolschewisten nicht gefielen. So war auf den Fragebogen auch nach der eventuellen Zugehörigkeit zu einer Religion gefragt worden. Die Antworten waren für die Sowjets überraschend und zeigten nur zu deutlich, dass die Gottlosenpropaganda in weiten Teilen des russischen Volkes noch keinen Erfolg gehabt hat. Daher weist der Fragebogen für die neue Volkszählung keine Frage nach der Religionszugehörigkeit mehr auf!

Willst Du Bruder Werden?

Der Laienbruder ist die rechte Hand des Priesters im Weinberg des Herrn.

Gesunde, brave Jungmänner die als Ordensbruder dem Herrn dienen wollen, werden jederzeit aufgenommen.

Um Auskunft wende man sich an:

**Rev. Father Superior,
Oblate House of Studies,
Battleford, Sask.**

EINE MUTTER

Erzählung von R. Fabri de Fabris



Es war um die Maienzeit. Der Toni, der seit Ostern bei einem trefflichen Bildschnitzer in einem benachbarten Tale als Lehrling arbeitete, aber an jedem Sonntag nach Hause kam, hatte ein altes Muttergottesbild hübsch mit bunten Farben bemalt und aus Ahornholz einen schönen Rahmen darum geschnitzt. Das Bild hatten die Kinder draussen im Walde an einer uralten Eiche aufgehängt. Der mächtige Baum stand allein auf einer grasbewachsenen hügeligen Lichtung, und eine kleine Quelle entsprang nicht weit davon. Es war so traut und heimelig hier wie in einer Kirche. Der Wind spielte auf der grünen Harfe der Baumzweige; das Wässerlein raunte; die Vögel sangen und tausend einzige unsichtbare Wesen summten und brummten, geigten und zirpten in Gras und Moos. Und aus dem frischen Laub an Baum und Strauch, aus den Blütenkelchen von Waldmeister und Maiglöckchen und den hundert anderen bescheidenen Blumen der Wiese lockte die Sonne den köstlichsten Weiheduft. Und wie ein grosser blau und weisser Baldachin stand der Frühlingshimmel darüber. An diesem heimeligen Plätzchen hielten Mutter und Kinder allabendlich ihre Maiandacht.

Die kleine Hanna durfte auch mitgehen und ihr liebliches Stimmchen schwebte über den Singstimmen der andern wie Lerchengetriller in der klaren Sommerluft.

An einem schwülen Morgen gegen Ende des Monats hatte die Mutter eine sehr dringende, eben fertig gewordene Arbeit unten im Kirchdorf abzuliefern. Das Eveli und der Sepp waren in der Schule, so musste sie selber gehen und das kleine Kind in Gottes Namen allein zu Hause lassen. Sie tat es mit schwerem Herzen. Vorher hatte sie ihm die Spielsachen gegeben, die der Toni so hübsch geschnitzt hatte: Bären, Wölfe, Hunde, Ziegen, Rehe, Gemsen und Lämmer; Hirte und Hirtin. Das Kind kannte sie alle nach dem Gefühl und konnte sich stundenlang damit vergnügen.

"Du bleibst fein brav im Gärtchen, bis ich wiederkomme. Es wird nicht sehr lange dauern," hatte die Mutter gesagt, und die Kleine hatte sich gehorsam mit ihrer stummen Gesellschaft in die kühle Espenlaube gesetzt.

Die Hitze wurde indes immer drückender. Kein Lüftchen wehte: es war, als halte die Natur in banger Ahnung den Atem an. Von Osten her kletterte langsam wie ein drohendes Ungeheuer eine riesengrosse, nachtschwarze Wolk mit fahlem, graugelbem Rande in den Himmelsraum. Auf einmal lief eine Feuerflamme über den Horizont; es tat einen betäubenden Schlag und dann brach das Unwetter los mit der ganzen Gewalt, welche die Gewitter in den hohen Bergen haben.

Im Walde donnerte, raste, gellte und heulte der Sturm und der Donner, als kämpfe dort ein Heer von rasenden Riesen. Berstende Wolken schleuderten ihre Wassermassen in wilder Wut auf die Erde und über dem allem stand das flammende Feuer unaufhörlicher Hitze.

Die kleine Hanna war bei dem ersten Donnerschlag instinktmässig ins Haus gegangen. Sie hatte wie manche zartnervige Kinder unter der geheimnisvollen Gewalt der elektrischen Entladungen zu leiden. Dazu hatte sie eine unerklärliche Furcht vor dem Donner, den ihre Phantasie ihr wohl als etwas Grauenhaftes vorstellen musste. Sie war indessen viel zu jung, dieser qualvollen Angst anders Ausdruck zu geben, als indem sie ihr Kpfchen im Schoss der Mutter zu verbergen pflegte.

Nun war die liebe Mutter nicht da und auch sonst kein Mensch, der sie hätte trösten können, weit und breit. Wenn doch das Eveli und der Sepp kämen! . . . Sie horchte gespannt auf die Fusstritte der Geschwister. Aber alles blieb still ausser dem furchtbaren Getöse von Sturm und Donner.

Die grosse Verlassenheit und Hilflosigkeit raubte bald dem geängstigten Kinde alles Besinnen. Der Mutter Befehl, im Hause zu bleiben, war gänzlich ausgelöscht aus seiner Erinnerung. Nur der Trieb, davonzulaufen, der schützenden Mutter entgegen, sich zu verbergen vor den schrecklichen Stimmen im Walde, beherrschte das Kind.

Jetzt gab es einen Schlag und ein Geknatter, dass das Häuschen zitterte und schwankte, als müsse es zusammenstürzen.

Da bedachte das Kind sich nicht länger, öffnete die niedere Haustüre und eilte, so schnell die kleinen Füsse es trugen und der den Blinden eigene, unsichere, tappende Gang es zuliess, waldeinwärts und, wie es glaubte, der Mutter entgegen.

In der Angst und Verwirrung merkte es nicht, dass es vom rechten Wege abkam und nun auf

würden ihm die zornigen Stimmen nichts tun. Es wollte die Himmelsmutter bitten, sie zu verjagen und die Mutter heimzuführen.

Mühsam kletterte es die kleine Anhöhe hinauf, die vom Regen ganz schlüpfrig war, und hockte hart am Fusse des Eichstammes nieder.

Dort war es verhältnismässig trocken geblieben.

Ein Gefühl des Geborgenseins an vertrautem Ort kam plötzlich in die Seele des blinden Kindes. Es versuchte sogar zu singen: "Liebe Mutter im Himmel, lass doch meine Mutter kommen! ... Lass doch meine Mutter kommen! . . . Lass doch meine Mutter kommen!. . ." Unendlich fein und zart, wie überirdische Harfentöne zitterte das Silberstimmchen der kleinen Blinden durch die ungeheure Waldeinsamkeit . . Es musste sicher zum Herzen der Himmelsmutter dringen.

* * *

Die Mutter hatte inzwischen länger im Dorfe verweilen müssen, als ihr lieb war. Sie hatte für ein paar Augenblicke bei ihren Töchtern vorgesprochen, um nach dem Rechten zu sehen. Ueber Klara hörte sie nur Erfreuliches; aber die Frau des Apothekers wusste diesmal nicht viel Gutes über Sanna zu berichten. Das hübsche muntere Mädchen liess sich in letzter Zeit gar zu gern von den jungen Burschen umschmeicheln. Am letzten Sonntag war sie gar ohne Erlaubnis zum Tanz ins Adlerwirtshaus gegangen und hatte die ihrer Obhut anvertrauten kleinen Kinder der Herrschaft mit in das Gewühl der Tanzenden genommen. Die Mutter hörte die Klage mit leidbewegtem Herzen und sprach strenge und gütige Worte der Ermahnung zu ihrem pflichtvergessenen Kinde. Ihre Vorhaltungen und ihre traurigen Augen rührten auch das weiche Herz des Mädchens, dass es weinend Besserung versprach. Aber der Mutter war doch das Herz schwer wie Blei, als sie sich endlich auf den Heimweg begeben konnte.

Würden Sannas gute Vorsätze standhalten?..

Das Herz dieses Kindes war ja weich wie Wachs und gleich jedem Einfluss hingegeben. Du lieber Gott, was sollte daraus werden, wenn sie jetzt, mit achtzehn Jahren, schon solch leichten Sinn zeigte? . . . Wenn es sich noch um eine vernünftige Brautschaft mit einer baldigen Heirat am Schlusse gehandelt hätte! . . . . Aber diese nichtswürdigen, aussichtslosen Liebeleien! . . .

Die Frau Apotheker hatte ihr zwar versprochen, Sanna strenge zu beaufsichtigen und ihr gleich mitzuteilen, wenn sie wieder leichtsinnig würde. Aber wirklich helfen zur gründlichen Sinnesänderung ihres Kindes konnte nur Gott. Nun wollte sie mehr und weniger als bisher für die unsterblichen Seelen ihrer Kinder beten. Ihr seliger Johannes würde ihr ja beistehen mit der Macht seiner Fürsprache. Dieser Gedanke tröstete sie ein wenig, wie sie jetzt hastig bergan schritt.

Die ersten Anzeichen des bösen Wetters hatten sich schon bemerkbar gemacht, als sie noch in der Apotheke war, und die Dame hatte sie bis nach Vorübergang des Gewitters dabehalten wollen.

Doch davon hatte Amei nichts wissen wollen. "Mein kleines blindes Mädchen ist ganz allein zu Haus. Und es hat eine grausame Angst vor dem Donner. Wenn ich mich spute, komme ich hoffentlich noch rechtzeitig heim."

Aber schon mittags brach das ganze Ungestüm des Wetters los. Die Mutter lief keuchend gegen Sturm und Regenschwaden. Ihr armes Kind stand vor ihrer Seele in seiner Verlassenheit und hilflosen Angst. Sie hörte seine bange Stimme, sie sah seine flehentlich ins ewige Dunkel ausgestreckten Händchen. Wenn es nur im Hause geblieben war! . . . Oder wenn die Geschwister da wären! . . . Aber es war wohl noch eine Stunde, bis sie zu Hause sein konnten.

Die Mutter merkte nicht, dass der Regen sie gänzlich durchnässt hatte; sie fühlte nicht die Müdigkeit ihrer Füsse, noch das schmerzliche Pochen ihres Herzens bei dem hastigen und mühsamen Bergansteigen in den regenschweren Kleidern. Sie sah kaum, dass der ganze Wald im Feuer unaufhörlicher Blitze stand, die eine unsichtbare Hand wie flammende Ketten über den Horizont warf. Sie hörte nur das furchtbare Krachen und Knattern des Donners und die tobenden Stimmen des Sturmes: sie hörte sie in der Seele ihres kleinen blinden Kindes.

Da! Endlich steht sie vor ihrer Hütte. Die Türe ist weit geöffnet und der Regen hat ganze Bäche in den schmalen Flur geschleudert. Eine bange Ahnung durchzittert das Herz der Mutter. Sie erfüllt sich nur zu schnell. Das Kind ist nicht da. Nicht im Haus und Stall, nicht im Garten und Feld nirgends ist es zu finden.

Der Mutter wird es schwarz vor den Augen. Ihr Herz klopft zum Zerspringen. Ihre Knie zittern so, dass sie sich einen Augenblick hinsetzen muss.

Sie will ihre Gedanken sammeln.

Das Kind wird im Schrecken davongelaufen sein. Jedoch wohin? . . . Ihr entgegen? . . . . Dann müsste sie ihm ja begegnet sein. Aber wenn es, was so leicht möglich, vom Wege abgekommen wäre und nun hilflos in dem meilenweit im Gebirge hinlaufenden Walde umherirrte? "Ach, lieber Gott im Himmel, lass das nicht zu! Mein armes blindes Kind! . . . Mein unschuldiges! . . Lass es nicht verlassen sterben im Walde wie ein junges Wild am Wege!"

Wie ein wilder Schrei steigt das Gebet der Mutter zum Himmel. Sie hat beide Hände um Hilfe hinaufgereckt in ihrer grossen Verlassenheit. Sie muss etwas tun. Sie muss Hilfe haben. Die Menschen sind fern; der Himmel muss helfen. Der liebe Gott, der ja der Vater der Witwen und Waisen ist, die liebe Mutter Gottes . . . Ja, die Mutter Gottes! . . . .

Ein Lichtstrahl fällt in die bange Finsternis ihrer Seele. Sollte die Kleine wohl zu dem Bild am Eichbaum gelaufen sein? . . .

Schon jagt die Mutter über den schmalen Waldpfad. Schon sieht sie die Krone des Riesenbaumes über die andern Bäume ragen. Sie hastet weiter. Einen Augenblick ist eine grosse Stille in der Natur eingetreten. Es ist, als sammle das Wetter neue Kräfte zu stärkerem Ansturm.

Da kommen singende Töne zu der horchenden Frau. So süss und fein wie das zarte Klingen einer silbernen Glocke.

Nun steht die Mutter vor der Lichtung. Da sieht sie ihr Kind unter dem Baum kauern. Es hat die Händchen gefaltet; das Köpfchen ruht an der rauhrissigen Borke des Stammes; die lichtlosen Augen sind in die Weite gerichtet. Es singt mit seinem Engelstimmchen.

"Hanneli!" will die Mutter rufen. Aber das Wort bleibt ihr in der Kehle stecken. Es fällt ein Feuer vom Himmel. Ein seltsam weissblaues, zuckendes Feuer. Und zugleich zerreist wildes Krachen die Lüfte. Die Frau wankt und taumelt. Instinktmässig hat sie die Augen geschlossen vor dem grellen Feuerschein. Wie sie sie jetzt öffnet, ist der Platz unter der Eiche leer. Aber seine Krone schwankt hin und her und feurige Schlangen laufen über Stamm und Aeste. Wie eine Irrsinnige läuft die Mutter um den Baum, dessen dürre Kronenäste nun lichterloh brennen. Sie achtet nicht, dass die Funken ihr auf die Kleider



und Haar fallen. "Hanneli! Hanneli!" schreit sie in Verzweiflung. Da, vielleicht nur zehn Schritte seitwärts vom Baum, in einem Holundergestrüpp, findet sie ihr Kind. Der Blitz, der in die Eiche fuhr, hat es dorthin geschleudert. Die Mutter nimmt es weinend in die Arme. Es atmet ganz ruhig; aber es scheint zu schlafen: die Augen sind nun fest geschlossen. Angstvoll laufen die Blicke der Mutter über die kleine Gestalt. Das Kind ist ganz unversehrt. Nur eine Strähne des lichten Goldhaares ist versengt, als sei eine Flamme darüber gelauben.

Erschüttert steht die Mutter da. Einen Blick voll heissen Dankes schickt sie zum Himmel und zu dem Muttergottesbild am Baum. Sie sieht es zum letzten Male. Und es ist, als lächle die holdselige Jungfrau aus wehenden Flammenschleiern.

Ein Schluchzen entringt sich der Brust der Mutter. Dann eilt sie mit dem Kinde nach Hause durch die grosse Friedensstille, die dem letzten schrecklichen Schlage gefolgt ist.

Erst nach wenigen Stunden erwachte das Kind. Von dem Erlebnis unter dem Eichbaume sprach es nicht. Es war, als seien die letzten Dinge ausgelöscht aus seinem Gedächtnisse. Und die Mutter fühlte in ihrem Herzen, dass es nicht ratsam sei, darnach zu fragen.

Kurze Zeit nachher waren die drei Kinder zum Beerensammeln im Walde. Die Mutter war mit ihrer Näharbeit allein zu Hause. Da trat der Jäger Lenz in die Stube. Mit verlegenem Grusse setzte er sich neben die Frau.

"Ich hab' Euch um was zu fragen, Amei," stiess er hastig, mit hochrotem Gesicht heraus, wie einer, der eine schwere Aufgabe vor sich hat. "Ihr wisst, dass meine Schwester um Johanni Hochzeit macht. Da wär' ich denn mit der überalten Mutter ganz allein, wenn im Herbst der Franzl zu den Soldaten gegangen ist. Es fehlt bald eine Schaffnerin im Hegerhaus, Amei. Wollt Ihr es nit werden? Als mein liebes Weib, versteht sich!" . . .

Amei war sehr blass geworden, so hatte die Rede des Mannes, dem sie so viel Dank schuldig war, sie erschüttert. Aber sie war sich und ihm vor allem Wahrheit schuldig.

"Durch ein Feuer tät ich für Euch gehen, Lenz," sagte sie und sah ihn treuherzig aus betrübten Augen an. "Aber heiraten kann ich nimmer, weder Euch noch einen anderen. Ich hab' meinen toten Mann noch keinen Tag vergessen. Und Ihr verdient doch eine Frau, die Euch von ganzem Herzen lieb hat. Schaut Euch nur um, es gibt genug rechtschaffene Dirndln, die sich eine EEhre daraus rechnen möchten, Hegerin zu werden."

Aber Lenz zuckte gleichgültig die Achseln.

"Ich hätt' meiner Seel' auch nit ans Heiraten gedacht, wenn's nit bald so gar einsam heroben würd'!"

Er war in grosser Verlegenheit aufgestanden und ans Fenster getreten. Amei drückte es fast das Herz ab, dass sie ihm nichts Tröstliches zu sagen hatte. Da traten zum Glück die Kinder mit ihren gefüllten Häfen voll dunkelroter Erdbeeren ins Haus. Sie begrüssten freudig den "Ohm", den sie alle lieb hatten. Verwundert hafteten des Hegers Blicke an der geschmeidigen Gestalt des Eveli.
dem schmäleren Pfade war, der zur Lichtung und der Muttergotteseiche führte.

"Mutter! . . . Mutter! . . ." schrie es von Zeit zu Zeit verzweifelt auf; heisse Tränen flossen aus seinen lichtlosen Augen und seine Händchen waren flehentlich ins Dunkel gestreckt. Aber niemand antwortete. Und niemand kam.

Ringsum waren nur die schrecklichen Stimmen, die immer hinter ihm herliefen; die nassen Zweige peitschten ihm Gesicht und Händchen; die Regenschwaden umhüllten es mit einem Wassermantel, dass seine Kleider am Körperchen klebten und die Schuhchen schwer von Nässe waren. Das blonde Haar stand nicht mehr wie im Strahlenkranz um das Köpfchen: es hing in wirren, nassen Strähnen um das blasse Gesicht. Schon einigemal war das Kind hingefallen auf dem glatten, mit Pfützen durchsetzten Lehmboden. Aber die schrecklichen Stimmen trieben es immer wieder empor.

Halb von Sinnen, am ganzen Körper zitternd, setzte es seinen Weg fort in der ewigen Finsternis, die es umgab und die nun angefüllt war von dem Graus tobender und heulender Stimmen.

Das feine Gefühl der Blinden sagte ihm endlich, dass es die Lichtung erreicht habe. Da war ja der grosse Baum, unter dem es so oft gesessen hatte! Und von da sprach ja die Mutter jetzt jeden Abend zu der lieben Himmelsfrau, die auch eine Mutter war und so gerne helfen wollte. Hier
"Schau, wie das Ding gewachsen ist in der letzten Zeit! Und der Mutter akkurat aus dem

Gesicht geschnitten. Na, werd' auch so eine Brave wie die! . . ."

Da fuhr der Mutter ein Gedanke durch die Seele.

"Das Eveli kommt i mHerbst aus der Schul. Es ist soviel fleissig und anstellig, recht ein kleines Hausmütterchen. Wenn Ihr es als Handmädchen zur Hilfe für Eure Mutter annehmen wolltet, Lenz, mir sollt' es recht sein. Das Haus wird es Euch in Ordnung halten wie eine Grosse, und das Kochen will ich ihm in diesen Wochen schon beibringen."

"Wolltest du zu uns kommen, Eveli? Fort von der Mutter und den Kleinen? Als unser Kind ganz oben bleiben bei der Aehne und mir?"

"Wenn ich Sonntags herunter darf zur Mutter, will ich die Woch' über gern bei Euch schaffen, Ohm," sagte das Kind treuherzig und seine Augen strahlten den guten Willen seiner Seele wider.

Da ging der Heger wenigstens teilweise getröstet nach Hause. Und als im Herbst der Wald in seiner bunten Pracht dastand und die korallenroten Beeren an den Ebereschen vor dem Hegerhaus die Drosseln lockten, zog der Franzl zu den Kaiserjägern in die grosse Stadt und das Eveli kam mit seinem schmalen Kleiderbündel als Helferin zu der Aehne ins Hegerhaus.

* * *

Es ist drei Jahre später, an einem Wintertag. Amei sitzt ganz allein in ihrem Häuschen, nahe beim Fenster, um so lange als möglich das Licht zu sparen, und näht und näht, dass ihr die schmalen Backen glühen. Sie muss noch immer ein schönes Stück Geld verdienen, nun all ihre Kinder draussen sind und für allerlei Bedürfnisse nach der Hand der Mutter schauen. Der Franzl freilich ist versorgt. Der ist als Jägermeister weit hinten in Ungarn in den Forsten eines vornehmen Herrn angestellt und wird bald mit einem braven Mädchen Hochzeit machen. Die Klara ist vergangenen Sommer bei den Barmherzigen Schwestern in Innsbruck eingetreten und die Mutter hat ihr eigenhändig die Aussteuer genäht. Die Susanna — mit schwerem Herzen denkt die Mutter an das Schmerzenskind — ist als jung verheiratet Frau vor ein paar Wochen mit ihrem Mann, einem Adlerwirtssohn, übers Wasser nach Amerika gezogen. In Chicago, in der Wirtschaft eines deutschen Freundes, ist ihm eine Stelle als Küfermeister zugesagt worden. Noch hat keine Nachricht von drüben in die Hände kommen können. Der Toni arbeitet als Meistergeselle bei einem berühmten Bildschnitzer im Grödner Tal und der Seppi ist droben beim "Ohm" Lenz und beim Eveli und soll ein Jäger werden wie der Vater selig und der Franzl.

Und ihr kleiner Herzensschatz, die blinde Johanna, ist seit Jahr und Tag durch Vermittlung der flütigen Doktorsfrau in einer grossen Blindenanstalt in Wien. Die Mutter hat sie in Begleitung der Dame selbst hinbringen dürfen. So wohl aufgehoben ist das Kind da. Und gar glücklich könnte es sein — wenn nur das Heimweh nicht wäre. "Aber das wird sich allgemach wohl geben, wie alles in der Welt," denkt die Mutter und ihre Gedanken wandern hin und her, von einem Kindz um andern, wie sie dasitzt bei ihrer Handarbeit im einsamen Stübchen. Es ist ein schönes Stückchen Welt, das sie durchfliegen.

Da knirscht der Schnee unter nahenden Tritten. Es klopft und der Bezirksarzt steht in der Stube. "Grss Gott, Frau Amei! Ich bringe Grüsse von meiner Frau und eine Botschaft. Aber vordas Herz? . . ."
erst: was macht der Gelenkrheumatismus? Und

"Die Schmerzen in Schultern und Knien haben nachgelassen, Herr Doktor. Aber das Herz tut noch oft weh!"

Der Doktor fühlt Ameis Puls und behorcht ihren Herzschlag.

"Das Herz ist allerdings schwächer, als es sein dürfte. Ihr müsstet gesünder wohnen, liebe Frau, und keine Sorgen haben."

Da lacht die Frau. "Wer hat keine Sorgen? .. Uns geht's ja schon immer besser. Und wenn mal erst die Kleine wieder bei mir ist . . ."

"Wegen der Kleinen bin ich eigentlich gekommen. Von der Blindenanstalt hat man kürzlich meiner Frau geschrieben, dass die kleinee Johanna seit einiger Zeit merkwürdig angegriffen sei, obschon ihr nichts Erkennbares fehle. Das Kind leide noch immer am Heimweh, sei aber zu bescheiden, seine Mutter um einen Besuch zu bitten."

Amei war aufgesprungen. Ein grosser Schmerz durchzuckte ihr Gesicht. "Ach, Herr Doktor! Das Kind ist krank und verlangt nach Haus! . . . Auf der Stell' ging' ich hin, wenn't nit gar so weit wär' bis nach der Wiener Stadt."

"Hört mal, liebe Frau! Meine Frau lässt Euch einen Vorschlag machen. Sie hat ihr Pflegetöchterchen Johanna zu Weihnachten besuchen wollen. Nun will sie jetzt schon fahren und Ihr sollt sie begleiten. Könnt Ihr morgen bereit sein?"

Die Frau beugte sich über die Hand des menschenfreundlichen Arztes und küsste sie dankbar. "Vergelt"s Gott tausendmal, Herr Doktor. Morgen in der Früh bin ich bei Ihnen. Und jetzt führe ich schnell die Ziegen zum Eveli hinauf, dass es sie versorge, während ich fort bin."

(Schluss folgt)

———o———

AM EWIGEN BRONNEN

Nach langen, langen müden Wanderwegen
Fand ich zu dir. Verstaubt sind meine Füsse
Und Dornenspuren trägt mein armes Kleid.
Mein Kopf ist heiss und wirr. Mich quält so sehr
Der Fieberdurst. Gib mir zu trinken, Herr!
Mein Arm ist schwach und reicht nicht bis zur Tiefe,
In der die Wunderwasser dunkel rauschen.
Doch du bist gross und bist voll Vatergüte.
Gib mir zu trinken, Herr, und lass mich ruh'n
Und schauen in dein heil'ges Angesicht,
Du treuer Hirte. Dann will ich erzählen
Von meinen irren, müden Wanderwegen,
Bis du mich segnest, Herr, zum Weitergehen.

Pauline Rommel.

———o———

Der Matrose — läuft in den Hafen ein.
Der Pfarrer — segnet das Zeitliche.
Der Schauspieler — tritt ab.
Der Totengräber — fährt in die Grube.
Der Kutscher — fährt ab.
Der Mörder — wird ins Jenseits befördert.
Der Musiker — geht flöten.
Der Schlangenmensch — macht sich dünn.
Der Sänger — tut den letzten Atemzug.
Der Psychiater — ist entseelt.
Der Strassenbummler — geht um die Ecke.
Der Gärtner — beisst ins Gras.
Der Reisende — liegt in den letzten Zügen.
Der Genealoge — wird zu seinen Vätern versammelt.
Der Strumpfwirker — "sockt" ab.
Der Schriftsteller — endet.



Schnacken und Schnurren



RAETSEL

Eines Vaters Kind, einer Mutter Kind, und keines Mannes Sohn. Was ist das?——Ein Mädchen.

*

Welcher Schuh hat keine Sohle?——Der Handschuh.

*

Wies hiess Schillers Frau?——Frau Schiller.

*

Welches Jahr dauert nur einen Tag?——Das Neujahr.

*

Welcher deutsche Fluss ist nie schmutzig?——Der Rhein.

*

Welcher deutsche Fluss ist eine beiordnende Konjunktion?—Die Oder.

*

Kannst du raten? Der Erste läuft, das Zweite läuft, der dritte läuft noch nicht?—Das ist mein junger Sohn.

*

Welcher Abend fängt schon am Morgen an?——Der Sonnabend.

*

* * *

Der schlechte Platz.

"Nun, Herr Dietrich, wie war's denn gestern im Theater?" —

"Ach, die Aufführung war ja ganz gut, aber ich hatte leider einen schlechten Platz."

"Das versteh ich aber nicht, Sie hatten doch Loge?"

'Gewiss, aber neben mir sass mein Schneider und hinter mir mein Weinlieferant!"

Körperlehre.

'Was weisst du von der Wirbelsäule, Franz?"

"Auf dem einen Ende sitzt der Kopf, auf dem anderen sitze ich!"

* * *

Im Zorn.

Direktor zu einem Angestellten: "Sie sind doch der grösste Esel des Jahrhunderts!"

Buchhalter: "Herr Direktor — Sie vergessen s i c h!"

* * *

Sie: "Heirate mich doch endlich Karl! Ich werde alle deine Sorgen mit dir teilen."

Er: "Ich habe aber keine Sorgen."

Sie: "Ach, du wirst aber dann schon welche haben."

* * *

"Wie alt ist denn dein Grossvater, Lieschen?" — Lieschen: "Ich weiss es nicht genau, aber wir haben ihn schon lange!"

———o———

A RIDDLE-ME-REE

My first is in sport and also in play;

My second's in year and always in day;

My third is in Susie but never in Jane;

My fourth is in sorrow but not in pain;

My fifth is in pretty but never in fair;

My sixth is in Golly, but not Teddy Bear;

My seventh's in roses and also in flowers;

My eighth's to be found in turret and towers;

And, since the Great War, be you beggar or lord,

You must get my whole ere you travel abroad!

Answer: — Passport.

* * *

* * *

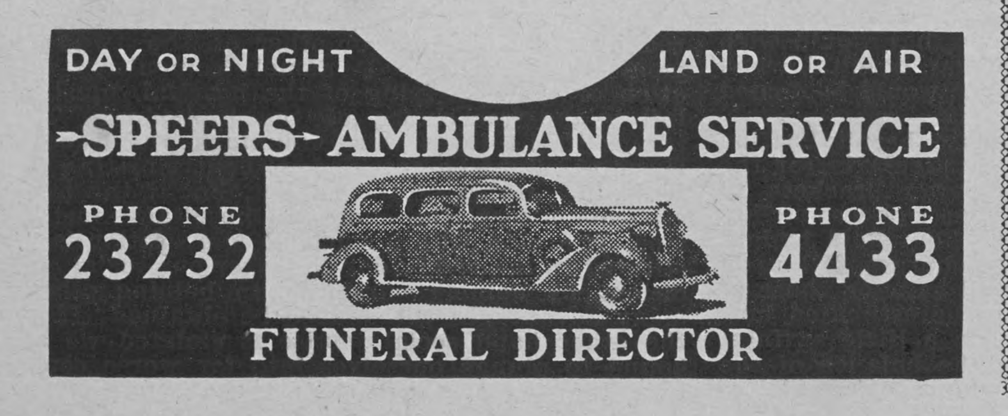
THE RAMBLER

Foster, the standard bearer of the Communist Party in the U. S. A. proclaims again and again: "The worker recognizes no flag except the Red flag."

* * *

"I pledge myself to rally the masses to defend the Soviet Union, the land of victorious Socialism. I pledge myself to remain at all times a vigilant and firm defender of the Leninist line of the party, the only line that insures the triumph of Soviet power in the U. S. A."

Thus did 22,000 people in the U.S.A. enlist in a warfare against democracy. Earl Browder and Charles Krumlein administered the pledge last fall.



The Case For Hospitalization

A Protest of the St. Mary's Men's Society Against the Plan of the Regina City Council, Advocated Principally by Mr. Toothill, to Socialize Medicine.

By I. D. Biegler.

WHILE we realize that it is most essential and good business for all concerned to inaugurate a suitable contributory Hospitalization plan, we much m,ore realize the importance that such plan implies the right understanding of the essential needs of a humane method of providing services to our people without discrimination upon any individuals.

The plan recently submitted to the city council requires much consideration and investigation so that we may be in a position to discuss the matter intelligently between ourselves or with any others interested or concerned. This is first and foremost an absolute essential in order to be sure a plan will be adopted that will enable us to help ourselves by helping others through a group scheme on a co-operative basis, rather than by compulsion through the means of an enforced tax and other stipulations that would curb the individual right of the choice of hospital and medical attendance. This feature is not provided for in the plan as originally proposed, although it was stated at a recent meeting of the City Council, that arrangements had been made to tentatively include the Grey Nuns' Hospital. This is a feature in the right direction provided that the word 'tentatively' is deleted and the word 'exclusively' inserted in its place, otherwise, discrimination, in the first place, would be against the Grey Nuns' Hospital in spite of the fact that it is a private institution. It has nevertheless served the city, as well as the public, faithfully and well. It has made tremendous sacrifices through the zeal of charity, operating at heavy current deficits from year to year during this period of repeated crop failures, which has so adversely and extensively affected the main source of income in general, over and above that, many free and voluntary services were rendered by its very efficient staff. This deficit, which would ordinarily or otherwise of necessity been burdened on the city in addition to its large deficit encountered through the operation of the General Hospital, has instead been absorbed by other institutions conducted by the same order of those good sisters in other parts of Canada. This great public service rendered to our fair city of Regina and district by that institution can not be taken lightly, but on the contrary deserves at least a much fairer consideration and appreciation by the public than what is proposed to be handed out to it, should it not be exclusively included in any plan that might be adopted. In the second place it would mean a discrimination against those individual citizens that would wish to be cared for at that particular hospital when they are ill and when that choice would be denied them.

The principle of an adequate hospitalization plan is essentially necessary, particularly for the ordinary wage earner in the lower brackets to whom sickness is a tragedy, when sickness strikes any member of the family the household budget is thrown out of gear; heavy charges fall upon families of small means as well as upon those of substantial incomes. It cannot be estimated how many people, even if they have a little savings, use them up and fail to pay the balance of the bills, let alone many more who are unable to make any provision whatsoever. If illness is serious enough to require hospitalization, pressure is brought upon the patient for immediate payment of the bills. This taxes income for an indefinite period and is disastrous in the event of slow recovery or further illness, imposing a financial burden that seriously affects the living standards of many. Thousands of people in this city alone run up bills exceeding their annual income, and many thousands more never submit to medical or hospital treatments because they are afraid of what the costs may be. Yet health is our greatest asset and should be protected at all costs, but the steps taken must be economically sound and designed to meet the feasible requirements of the people as a whole.

A group hospitalization plan must be actuarily sound. — First of all it must be equitable, it must express increased good-will in the community, stimulate loyalty and enhance morale and prestige; it must be wide enough in scope to include any hospital, because, apart from the facts already mentioned, in case of being away from home, you may need help the most, in emergency illness or accident. — Second: It must have an adequate system of taxation. The rental tax bylaw as proposed by the City Council is not wide enough in the definition of householder to include ordinary roomers or permanent residents living in hotels. — Third: It must be economically administered; it should be a non-profit community enterprize that would provide hospital care when needed for a person and his family at a cost he or she can afford; operated under able supervision of a Board of trustees with certified audits made periodically. Any surplus over and above that which is deemed necessary for safe reserve should be returned to the subscribers by way of increased benefits or reduced taxation.

Further, the deep social principle involved in an undertaking of that nature must not be lost sight of. Discrimination through a compulsory element with regard to the choice of hospital violates the sacred right of the individual, irrespective of his creed. It is direct state regimentation of the individual who is in need of hospital care. The principle in this scheme provides to compel the individual to accept medical attendance from a particular doctor in a particular hospital and could ultimately lead to many other restrictions such as rental of houses from a particular firm, etc. There is no fundadental difference between the principle contained in the compulsory element of this bylaw and state regimentation, so roundly condemned by our Council in some European countries. It is the incipient stage of totalitarianism, which denies the individual his just rights. If we are to avoid this principle of totalitarianism, which threatens individual sacred human right, one or other of the two elements in the scheme — namely compulsory taxation or the specifying of the hospital, must be left to the free choice of the individual. This means if the taxes were voluntary, the General Hospital might be specified without violating the individual rights of the citizen; but if the taxes are compulsory, the choice of hospitals must be free. If a plan with a spirit of co-operation is instituted in the endeavour to better our social conditions by helping ourselves, in helping others, many advantages will indeed be obtained. If, on the other hand social justice is violated we are bound to plunge ourselves into far worse conditions than we are in at the present time.

THE BEGGAR

Douglas Newton.

Religion in Russia

I THOUGHT that this beggar was merely taking shelter, too. He was there, anyhow, when Ambrose and I ran from the rain in the Janska to this deep doorway.

A beggar as only the East can do him. He wore a long mass of rags that only antiquity could have remembered as a coat and Russian boots that cried to the cobbles for vengeance. And dirt was his abiding charm. His round, bearded face and his hands were indescribable — sanitarily speaking. Also, all about him, tied by bits of string (but there was some wire, too), were bundles. Nasty bundles of paper and rags that I thanked Heaven I'd never have to look into. Yet the creature fascinated me so much as to force Ambrose to say in his cynical way:

"It's only the foreign atmosphere that makes him picturesque, Bunny. He's just plain tramp in English."

But I cried: "Good Heaven's man — he's starving!"

The beggar had sidled to the nearest dust bin, had explored it with his hand, was eating! . . . . ghastly to one who had just had a first-rate breakfast at the Europejski.

"You a r e a sentimental old rabbit, Bunny," Ambrose jeered, and then, as my hand went to my pocket. "Don't give him z l o t y, if you must. Shall stuff. His pals will cut his throat at the sight of silver."

Ambrose was practical, if cynical, so I gave the man g r o s z y, and then the thing I can't forget to this day happened.

With a swiftness that forbade my stopping him, the creature thanked me in the name of the Mother of God (I had that much Polish, at least), caught my hand and kissed it . . . . No, I have never experienced anything so appalling. The horrible abasement of the thing, the feel of the hot, soft lips on my knuckles, the contact of the dirty and probably verminous fluff of the chin, above all the sight of the man's hand, horribly cut and mangled, all filled me with a repugnance that was almost nausea. I squirmed under the mockery of Ambrose's eyes. He knew how I felt.

"You soft lads," he grinned. "How you tumble into it. How it upsets you—and yet you never learn."

He said it with the friendly, cynical raillery that made him so charming, but I knew he was voicing his philosophy of life all the same, and I almost cursed that beggar. He had opened this Polish trip of ours with the worst possible omen. It was he who wrecked my hope that Poland might get Ambrose back to the Faith.

Ambrose and I had been at school together, he being a "Church" boy and I "Lay". We had been chums, that is, until Ambrose reached Philosophy. It was then that tragedy happened. Ambrose gave up, not merely the priesthood but the whole thing—the Faith itself.

I've never quite known why—his very nature forbade his telling. He had in his composition a curious, firm practicality and yet an even more intense fire — almost a fanaticism — for ideas and ideals . . . the quality of Saints — steel plus fire. But it inevitably means that the soul that has it can't do things by halves, is a "whole-hogger." He cut all his old associates completely, even me.

It hurt. My feelings for Ambrose are very deep. I hated losing him. I hated, above all, the fact that a born priest had gone off the rails . . . Well, we did not meet again for ten years, and then our coming together was curious — or, maybe, natural. I found him working on a newspaper for which I was doing outside articles.

We renewed our friendship at once and quite naturally. He, but perhaps I should make it w e, hadn't changed a bit. There was one difference—the Faith. As far as Ambrose was concerned it had "just gone,'" as he put it the only time we spoke of it. Just that—gone. Gone, leaving nothing behind.

I was sorry and yet hopeful. From my knowledge, my affinity for him, I simply could not see him being merely neutral. It wasn't his character. A soul like his had to be intensely, fiercely anti, or "give up all to follow Him," as he had originally intended. Perhaps I was wrong. Perhaps affection led me astray, making me forget that it is easier for mankind to be slackly n o t h i n g. But that is how I felt about him, and that is why I jumped at this chance of visiting Poland with him.

There was newspaper work behind it, of course. In those days there was an organization, called with grim humor the "Underground Railway," that worked to smuggle out of Russia people in danger from the Bolsheviks. Our object was to get into touch with this in the hope of tapping some of the "big human stories" that lay behind such work . . . But, of course, underneath I was out for something more. I felt that our wandering through a land where Catholicism was so intimate, real and militant ought to do something to overcome the spiritual barrenness that held my friend's heart.

And now this unhallowed beggar had upset everything. The poor wretch's use of Our Lady's name, his ghastly abjectness, had stung alive, as it were, that scorn of softness and sentimentality that, in a nature like Ambrose's, was an armor against Catholicism. The Church stood condemned as the breeder of such a beggar.

And I didn't merely imagine this, it was a fact. Up to then Ambrose had shown no disinclination to visit churches with me, if merely as a sight-seer. After the beggar incident he closed up. He no longer accompanied me into churches. He turned his back on the religious life of Poland.

It became plainer every day that for all our friendship there was a gulf between us and that the longer we stayed in Poland the deeper that gulf must grow.

And then, when both of us were becoming aware that things were a little strained that wretched beggar turned up again.

Someone very much in the know had, at last, given us what we wanted and had sent us East from Pinsk into the low desolation of the Pripet Marshes. There we connected up with the man who was responsible for the working of the "Underground" in that area. A wonderful fellow, cautious as death until sure of us, but after that immensely helpful. He told us a great deal, and on our second day with him, he said:

"I've got a man who can tell you more amazing things than any—if he'll talk. He's been in and out three times—and is going back now."

Naturally we were eager to see a hero who dared such amazing risks and our new friend took us along to a barn. There, sitting in the candle light, we saw the beggar who had kissed my hand.

It was a shock to us; more so to him. He recognized us and, at first, was sure we were spies following him . . . he had plenty of reason for that fear. Our introducer tried to reassure him in Polish, but he remained so anxious and, apparently, not understanding, that we tried to make him see that we were harmless in French and German and any other languages we could command. But somehow we could not convince him until, on the spur of chance, Ambrose tried Latin.

Or was it chance? Wasn't it some instinctive recognition of the character of the man, some spiritual inspiration that forced Ambrose to fall back on his seminary scholarship? Anyhow, the effect was quite remarkable. Even the halting sound of the Church's tongue seemed to stiffen the man. Fear left his eyes, the cringing line went out of his figure and, even in his rags he ceased to be a beggar, became—well, something like a warrior. More, his face lighted up with joy as his eyes rested on Ambrose and he cried in fluent German:

"You, too, are a priest?"

That had an extraordinary effect on Ambrose. It was like a blow in the face. He stared, went white, and only with an effort stammered out that he was an English journalist.

"But you spoke Church Latin," said the beggar. "Priests have a way of their own . . ."

"We are Catholics," I said, both defying and covering Ambrose's really poignant embarrassment. And then, realizing the wonder of this man, "Are y o u a priest?"

"Yes," he said. "I am a priest. A Catholic priest."

He said it simply, but I stared at his rags, at his filth, awed by the astonishing quality of the man. He saw my amazement.

"One has to act," he explained with a smile. "Those gentlemen across the frontier don't want me—or my cloth."

"A disguise?" I cried.

"It is a pity," he admitted. "But it is the only way. There are people in there who need us."

As he said u s his eyes strayed to Ambrose. He had felt the priestly quality in my friend.

"But in Warsaw — was this sort of thing necessary?" I asked.

"I felt so," he said. "T h e y have spies right into Germany. I even thought you were such and so made my little act complete. It is better to take no sort of risk at all, you understand . . . . A vagabond wandering on foot across Poland — who would consider him worth notice? You see, they know me a little too well . . ."

"Yes, you've been in there three timse already," I remembered with a gasp.

"And been turned out," he smiled back. "It is therefore necessary to be very careful."

"When he says turned out," our friend of the "Underground" put in, "he rather understates things. Last time he was brought out on a stretcher more dead than alive. His friends rescued him from the 'condemned' house of a prison."

Ambrose cried abruptly as though the words were torn out of him: "Your hand — did t h e y do that?"

His eyes were fixed as though mesmerized on that poor, mangled hand, which, Heaven forgive me, had so disgusted me.

"Yes," said the priest. "They did that."

"A n d worse," said the "Underground" man.

"And yet you are going back," I gasped, for even I, who knew of the way of martyrs, found the reality a fearful thing to face.

"My people are there — and I am a priest," he said and gave a little smile to Ambrose as though to say: "You and I know these things have to be."

Ambrose shifted painfully under that glance, said harshly in English like a man fighting against odds:

"Interesting, of course, but religious stuff; no good to us, Bunny. Our 'rags' won't look at it."

"Just as you like," I told him. "But I'm going to get all he'll tell, if only for my own sake."

Ambrose looked at me almost in hate — or was it fear? He wanted to get away. He wanted me to give him an excuse for escaping from this priest — he dreaded the power in the man. But, quite unwittingly, I'll admit, I would not give him his release. I meant to hear the priest's story and stayed listening — and Ambrose had to stay, too, and listen.

Had to — that was the strange thing. He hated the very idea but was held in bonds he could not break . . . Not that the priest's story wasn't one to hold any man, even though he told it so simply and selflessly . . . Three times he had been forced out of Russia, once because his health had collapsed from the privations of living amid and dodging enemies through a Russian winter; once because his capture would have meant persecution and death to a devoted band of Catholics; once because he h a d been captured, and, as we had heard, been brought to death's door by the rigors and torments of prison before he was rescued. A wonderful story of horror and heroism, of death and danger dared almost every minute, of a reward, superbly worth while, gained from ministering to the noble and devout Catholics who still clung to God in an officially Godless land.

Yes, a story to set on fire any man's heart — and Ambrose w a s no ordinary man. I could almost watch the spiritual battle reflected in his face as the dread of being overwhelmed by what he heard fought against the spell of it. All during that first day he remained aloof, wordless, even hostile — for the priest seemed to address himself mainly to him as though he k n e w he was more capable of understanding. When we went to bed he was surly and non-communicative . . . yet I don't think he slept much. I heard his bed creak all night.

And next morning he was still sour, though he raised no objection to our staying on to get more out of the priest. Also, though I thought he would jib against coming again to the barn where the priest was hiding, he came — if with a sort of rebellion. He came and listened and was silent for a while . . . then he began to put a question or two . . . then, suddenly, he seemed to give in

and ask and ask . . . And from that moment I was not in it. The two of them were talking heart to heart, experts dealing on a footing of mutual understanding above the head of an outsider like me . . . .

And that night as I went up to our bedroom Ambrose muttered: "Don't keep awake for me, Bunny. I'm going out for a bit."

He had not come back when I dropped asleep. Next morning his bed had not been slept in. I went out to the barn and found that the priest was saying Mass (he had an altar stone and all else that was necessary in those bundles I had found so repellent). Ambrose was serving that Mass. At the Gospel he turned and whispered "Communion?" and I nodded, and when the time came three of us received God there in the straw.

A little later Ambrose told me that the "Underground" man had arranged to slip the priest across the Russian border that night — "And I'm going with him, Bunny."

I nodded. What could I say? I had not expected it to come like this, but, of course, that was how it had to be with a soul like his . . . . steel and fire, no room for half-measures.

And a little later and too quickly, we all stood in the pitch dark at the edge of the village; the "Underground" man impatient to be off. And Ambrose said very softly:

"This may help make up for things, Bunny."

I could not speak. I took Ambrose's hand and pressed it. Then I caught the priest's and this time it was I who kissed. And was not ashamed of it as I listened to them going away, away — away into the dark towards Russia.

——o——

In Germany all priests, who teach religion, have to obtain permission from the civil powers before doing so. An essential condition for the granting of permission is that the priest must be able to prove an eexclusively German descent.
—C. P. in the Catholic Herald.

——o——

The Devil's Pulpit.

It is well known that advertisers make for the weak spots in human nature as the easiest line of attack, and the main weaknesses to which advertisers appeal are fear, snobbishness, sex, laziness, greed. Do you not recognize there most of the seven daily sins?—(The writer quoted by D. W. in The Tablet.)

——o——

In Republican Spain this is how Catholics assisted at Mass. A few of the faithful met in a safe place, and seated themselves around a table on which were some pieces of bread and a glass of wine, they talked to each other loudly about anything or everything. If the Reds came along, they would see only a few peaceful citizens entertaining each other in friendly fashion. At a given moment—silence! One of the men, wearing a rough colored shirt and a leather belt, arose and made the Sign of the Cross. He was a priest. Taking a small book from his pocket, he read the Mass hastily, beginning at the Offertory. The words of Consecration were recited over the bread and wine, and at the Communion the assembled faithful consumed some of the Bread. What remained of the Sacred Species were distributed among them and taken to friends in various parts of the city. —J. M. Vosburgh, O.S.M.

SONNETS IN MEMORY OF MY MOTHER

I.

I see the altar where she knelt each day—
The Dying Christ—His Mother, 'neath the Cross;
I think of death gain and my own loss,
Ret know no grief of mine can theirs repay.
The candle finds the pillow where she lay
Those flickering moments, as if to emboss
Her face upon its folds, and thereby gloss
My blot o aching loneliness away.

Dear, suffering Saviour, stark upon the Tree—
Blest Mother, standing there, bereft of all,
Tonight, in close communion, I call
For mercy on her soul, who so loved me.
Protagonist of Pain, whate'er befall
Me in this life—in death set her soul free!

II.

The day she was immured in ground, the rain
Fell floodwise from a dark, November sky.
And as the priest who came to pray drew nigh,
I thought on how life, too, had rained its pain
And loss upon her; I saw again,
Black years when her brave heart repressed each cry
That knocked for exit—could I wonder why
High heaven blessed her now with might and main?

God flung his elemental fountains wide,
To drench with holy water her sepnt frame,
So that the grave might greet her in his Name,
That Name, by which all souls are sanctified.
And I, whose eyes were blind with weeping, came
Away, rejoiced that in His love she died.

J. Corson Miller.

——o——

OUT OF BOUNDS

A little Boy of heavenly birth,
But far from home today,
Comes down to find His ball, the earth,
That Sin has cast away.
O comrades, let us one and all
Join in to get Him back His Ball!

——o——

GOD AND PRAYER

If radio's slim fingers
Can pluck a melody—
From night and toss it over
A continent or sea;
If the petalled notes
Of a violin
Are blown across a mountain
Or a city's din;
If songs like crimson roses
Are culled from thin, blue air,
Why should mortals wonder
If God hears prayer?

SPAIN A REPUBLIC

By Rev. Frank Gerein, D.D.

III.

FOLLOWING the retirement of Alphonso XIII, a provisional republican government was set up on April 14, 1931. Most of the members of the new government were socialists and freemasons. It was the work of the Revolutionary Committee headed by such men as Zamora, Prieto, Azana, Cabellero, etc. "The new republic," boasted a secret masonic bulletin, "is the perfect image, modelled by attentive hands, of our doctrines and of our principles. It is impossible to realize a political revolution more perfectly masonic than the Spanish revolution.' It was a "Leftist" radical, anticlerical government. It was weak, for it was made up of many radical elements, each having its own conflicting tenets.

Now the country became the prey of a multitude of contending parties. Tranquility, order, security — the cares of every responsible government, disappeared from Spain. Instead of restoring order in the country and making provisions for a truly popular election, the provisional government began bickering about "unrooting the Middle Ages" and its two most doughty champions, "the Monarchy and the Vatican." (Leon de Poncin in Histoire secrete de la Revolution Espagnole, p. 23.)

Various causes had effected the fall of the monarchy. Masonry and Liberalism were among the more important. The large number of political parties contributed; of these parties the following may be mentioned: L e f t i s t s were Syndicalists, Anarchists, Moderate Socialists led by Besteiro, Radical Socialists or Communists under Cabellero who boasted that he would be the "Spanish Lenin", and the Left Republicans led by the radical anticlerical Azana and dominated by Masonry. R i g h t i s t s were Carlists or Jaimists, the Integrists, the Alphonsist Monarchists, the C.E.D.A. or Catholic Action Party under Gil Robles, the Conservative Republicans led by Miguel Maura and young Primo de Rivero's Spanish Phalanx. The Centre Parties soon disappeared, though such men as Zamora, De Madariaga and Lerroux gave allegiance to it.

Of all these parties the most aggressive was the Communist. From 1920 onward, Russian agitation increased with every passing year. Trained propagandists were sent; newspapers were subsidized; money was poured into Spain from Russia. Deliberate efforts to corrupt the morals were made through the surreptitious importation of vast quantities of books, pamphlets, etc. Stalin had boasted: "Spain will become the second Communist State in Europe." Trotzki had added: "Europe will burn at both ends." Their prophecies must not be given the lie—hence the determination to convert Spain to Communism at all costs.

Other causes of the fall of the Monarchy were the ignorance of the people and social misery. The Church had made tremendous efforts to eliminate both of these evils, but government restrictions and constant interference had hampered her at every step. Yet considerable progress had been made. Had the crisis been deferred and a greater liberty — not to speak of encouragement — been accorded the Church, things might have turned out far differently. It cannot be denied that neglect, exploitation and oppression of the poor was a contributing cause of the Monarchy's collapse. Social justice based on Christian principles must be applied, greed eliminated, whatever form of government is established after the present cataclysm.

Such were the malign influences which brought about the establishment of the Provisional Government on April 14. In May began the pillage of churches, convents, schools. Burning and desecration of churches, assassination even became the order of the day. The government did nothing; there is evidence extant that the government even issued orders that the police should not interfere. "An Act for the Defense of the Republic" was proclaimed and this effectively suppressed freedom of speech, meeting, association and press, and thus the Provisional Government made criticism of itself impossible.

At last, on June 28, 1931, a general election for the Cortes or Parliament was held. But what a travesty of an election! Before his retirement Primo de Rivero had "entrusted to Besteiro and Saborit, two Socialist leaders, the task of preparing a new electoral census." "In this list, whole blocks of houses mentioned in the register did not exist; in some blocks as many as 30 or more fictitious names were entered." "In Madrid alone, the number of such fictitious voters certainly exceeded 40,000." By means of these certain votes, the Leftists were able to carry the elections in the big cities. (Cf. The Spanish Arena, by Wm. Foss and Cecil Gerahty, p. 56.) In this "cooked" general election, the Rightists won 42, the Centre 136 and the Left 295 seats.

On July 14, the first Cortes met for the purpose of drawing up a Constitution for Spain. The new Constitution was thoroughly Leftist and violently anticlerical. Besides suppressing the Jesuits and confiscating their property, it imposed numerous restrictions on the Church and laicized education. On October 13, 1931, Azana declared in the Cortes: "Today Spain ceased to be Catholic despite the fact that millions of Spaniards still practise their religion." The guarantees which the Constitution purported to grant were soon suspended by a "Law of Public Order" which was even more tyrannical than the "Act for the Defense of the Republic" had been. An "Electoral Act" was enacted which is such a travesty of representative government that it is worthy of a brief explanation. For the same number of votes, more seats were given to industrial zones than to agricultural districts; in the industrial cities, where the Leftists were well organized, four-fifths of the seats were given to the side which won a bare majority of the votes.

Meantime the Communist and Anarchist peril grew rapidly. As early as June 7, 1931, the Communist leader, Maurin, published the steps which would ultimately lead to the Communist seizure of power. The same fall, a trial 'in absentia' of Alphonso XIII was conducted by the Cortes; Alphonso was declared banished and his property confiscated. Numerous tragedies occurred in dif-

ferent parts of the country, where terrible violence became a commonplace. Outrages, mutilations, even assassinations occurred everywhere. Those at Castilblanca and Casas Viejas are but two of many examples of inhuman fury unleashed. The Rightists were meantime organizing and consolidating their forces. As conditions grew steadily worse, the Leftist Government which had kept on deferring the first constitutional election from year to year, was finally forced to call for a new election to be held on November 19, 1933.

Despite the gerrymander in favor of the Leftists, the result was a triumph for the Right who won 210 seats while 161 went to the Centre and only 89 to the Left. The Socialists under Prieto and the Communists under Cabellero could not resign themselves to their defeat. Over the radio they announced: "We will seize power by force." On October 5, 1934, Cabellero gave the word, and the Asturian miners, particularly at Oviedo, rose in arms. Fiendish was the cruelty and carnage of this revolt; 58 churches, 63 public buildings, 58 bridges, 756 other structures and buildings were destroyed; 1,335 persons were killed and 2,951 wounded. Some priests were burned alive; civil guards bound to trees and killed with dynamite; others had their eyes gonged out; not even women were spared — an inhumanity which presaged that of the Red fiendishness during the civil war two years later. Oviedo recalls the excesses during the Communist rising at Petrograd in July 1917. At the VII Congress of the Communist Internationale, held at Moscow in July 1935, the German Communist Pieck publicly affirmed that Russian Communism deserves the credit for the Asturian Revolt. They had furnished 70 cases of munitions, tanks, machine guns, etc.

The following year, 1935, was one of parliamentary instability and revolutionary preparations. Seven political crises marked this year, each with several ministerial changes. This year also witnessed a feverish preparation and organization of Communist forces. Strikes were fomented by the Leftists in all parts of Spain, paralyzing industry, commerce and even public utilities. Arms were assembled by the Reds; a Red militia was publicly in training. After the VII Congress at Moscow, Mauricio Karl, a Spanish writer, made the tragic prophecy which was to be fulfilled all too soon: "The revolutionary organizations have today more money, more arms, more dynamism and more men than in 1934. The explosion is fatal, for the revolution has greater means to effect a triumph. I am exposing indisputable figures and facts."

In January 1936, a parliamentary form of government seemed no longer possible. In the 54 months of the Republics existence, 2 parliaments had been elected, 26 parliamentary crises provoked, 45 ministries formed and 17 parties had representatives in the Cortes. During the same time, there had been one major revolt leaving some 2,000 dead, 7 minor risings and 9,000 strikes. One thousand municipalities had been suspended, 114 newspapers interdicted, Oviedo sacked, 200 churches burned, and now there were 700,000 unemployed. Under these chaotic conditions, President Zamora dissolved the Cortes and set a general election for February 16, first however entrusting the government and the electoral machinery to the Leftists — a proceeding fraught with gravest danger in a country where elections were notoriously corrupt.

The Leftists who had united under the "Popular Front" banner won a victory thanks to a favorable election act and other manipulations. After the election they arbitrarily annulled some forty mandates in Granada, Badajos, etc., where the votes had favored the Right. By such means they obtained 264 seats while the Right and Centre got only 208 seats, though the latter combined polled a vote of 5,051,954 against 4,356,559 votes for the Left.

Now began an era of intensified chaos and terrorism, a period of "intense and increasing social agitation", as Professor E. Allison Peers of the University of Liverpool, a most competent and impartial observer, has stated. Thirty thousand criminals and Red ringleaders were released from prison. Thousands of crimes were committed with impunity. Following is a partial list of atrocities committed between Feb. 16 and July 15, as presented in the Cortes by Gil Robles: 160 churches totally, 251 partially destroyed and 28 closed by mayors; 43 newspaper plants, 69 Catholic centres and 393 political clubs destroyed; 330 persons murdered, 1,511 wounded, 215 assaults frustrated and 178 tourists held up; 113 general and 357 partial strikes and 300 bomb explosions. It is worthy of note that these figures have never been challenged even by the Prime Minister.

The Leftist government did nothing and seemed to tacitly approve of these chaotic conditions. This was apparently to be a further step to a Communist seizure of power and the imposition of a Communist dictatorship. On Feb. 27, the Comintern at Moscow drew up explicit directions for the Bolschevisation of Spain. In March a complete staff of Russian specialists in revolution arrived at Barcelona. Its members were the agitator Bela Kun and his comrades Losovski, Janson, Riedal, Primao (or Primakoff), Bazine and Neumann. Large quantities of Russian war material began to arrive in Spain on such Russian ships as the "Neva" and "Yerek". On April 24, a first contingent of 124 Spanish revolutionists trained in the art of civil war in Russia, arrived at Madrid. All these and other facts were disclosed to the Non-intervention Committee by Portugal when the civil war had started.

Thus the "Popular Front" government connived with the Communist plans for a Red dictatorship. It had betrayed the country to a foreign invasion. It had forfeited its right to govern Spain, even if it had been legitimately elected which it obviously was not. Yet still the Rightists, especially Calvo Sotelo of the "Renovacion Espagnole Party" and Gil Robles, respected the government and tried to move it to do something against these treasonable activities and to call a halt to the orgy of public violence and crime.

As a reward for their loyalty, Calvo Sotelo, one of the most highly esteemed men in Spain, was brutally murdered by the government Assault Guards on July 13. Spain was electrified. The government did nothing. Goicoechea, leader of the Rightist "Renovacion Espagnole", before an immense crowd, addressed the corpse of Sotelo: "I do not promise to pray for you; I ask you to pray for us. Before God who hears us, I promise to imitate your example, and to avenge your death. Our mission it is to save Spain, and save her we will.'"

On July 18, on orders of General Franco, the army rose in Morocco. Navarre and Castille took to arms. Nationalist Spain, driven by conditions which beggar description, rose up against the domination of Moscow. The war of liberation had begun; the Republic of 1931 was doomed.

The Rambler......

HAVE YOU HEARD?

Typical of the Communist desire to destroy and tear down was the last in the series of lectures broadcast recently, over station C.J.R.M. in Regina, sponsored by the Communist League of Canada. I listened very attentively from beginning to end—even took notes, hoping that something worthwhile would be said. But what did our respected friend Mr. Wiggins say? His lecture was simply a tirade against all order and against the government. He ridiculed the "fixed" grain price of 60c (which, by the way, is definitely not fixed); he accused the government of exploiting the farmer, of making him the scapegoat of the hard times; he criticised the bill recently passed in our provincial parliament regarding the enforced payment of taxes (forgetting to state, of course, that according to the bill, only those will be "forced" to pay taxes who are able to do so, and who perhaps wiggled out of payment in the past.) And so on and so on! After criticising everything, one naturally expected at least some tentative, suggested solution to all our difficulties. But no, He offered not a single constructive thought and idea. His whole aim seemed to be to tear down, to destroy faith in government and order. And that is what he called d e m o c r a c y.

When one listens to such subversive lectures, whose purpose seems only to stir up hatred and dissatisfaction, one can easily understand how the people of Russia, inflamed by such lectures, were driven to revolution. And what else do the Communists want? Revolution, war, hatred.

Don't be taken in by such apparently friendly and sympathetic talks. Behind them all stands desolate Russia.

* * *

THE CLEAN READING RALLY, REGINA.

Did you know that when the C.Y.C. of Regina held their rally for clean reading in the C.Y.C. hall, members of all other religious bodies were invited to attend? In such a worthy enterprise full co-operation was given by all. Except by one body. When the various Jewish leaders of the city were asked one after another to lend their help, and to be present, one after another refused. One pleaded illness, another previous engagements, etc., etc. Perhaps it was pure coincidence, perhaps not. It has been said, though we cannot now give irrefutable proofs, that the Jews control the large magazine publishing houses of the USA. and of Canada. Is this the reason of their refusal to take part in the campaign? We think this fact should be made known.

* * *

ARE CANADIAN GERMANS NAZIS?

Recently there has become manifest in our daily papers of Regina, Saskatoon, and of other places, a tendency to look slantingly and suspiciously at Canadian Germans. The newspapers do this probably to show their British feeling. It is but right that they should show their loyalty in time of danger such as the present. But is not their anti-Canadian-German propaganda a **crime** against the first British principle of **fair play?**

Our Canadian Germans migrated from Europe many years ago. They came to Canada because it offered them a home, and above all because it offered them peace. The Canadian Government was only too anxious to have settlers for our great Canada. These Canadian German settlers have built up the agricultural industry of the West to a great extent. Here they made their homes, raised their families, and showed themselves always to be loyal citizens of their adopted country. Very many of them pursued higher courses of education and learning, many are today leaders in our communities, and some are members of our legislature. Are we all traitors to our country? Do we all wish to set up a Nazi regime in Canada? Do we all want Hitler as our leader? Certainly not. We are as staunch defenders of our democratic institutions as are our British compatriots. We are not blind to the abuses of democracy, but neither do we close our eyes to the excesses of Naziism. As a consequence of all this, we demand to be considered not as strange children whose every action must be watched but as the full-fledged Canadian citizens which we are. We simply demand our rights.

If there are those among us, who are Nazis, we, the vast majority, are not influenced by them. We need not stage public demonstrations to prove our loyalty. We do not believe in such "exterior" patriotism. Not the mule that kicks the hardest, accomplishes most, but the horse which steadily puts its shoulder to the harness. Let our British compatriots study the activity of the Canadian Germans, and they will find that they do n o t belong to the mule class. We believe in the patriotism that has for objective the building up of our country, not its destruction.

It is only natural that our older people should retain a certain love for the country of their birth. Is it not an English writer who penned these words:

> "Breathes there a man with soul so dead
> Who never to himself hath said,
> This is my own, my native land."

And any reasonable man will admire them for it. But this does not destroy their loyalty to their adopted country, Canada.

We are Canadian ciizens. We demand to be treated as such.

Instead of attacking each other, the various national groups of Canada should unite against our common enemy: Communism and other isms, and the abuses of democracy.

* * *

PRAYER

Prayer is no artful monologue
Of voice uplifted from the sod;
It is love's tender dialogue
Between the soul and God.

John Richard Moreland.

THE POPE'S PLEA FOR PEACE

"Peace be to you," so began the first Easter message of our Holy Father, Pope Pius XII.

"Peace of Justice and Charity." Peace is impossible without Justice. And justice requires, among other things, that those riches which God has showered upon the world for the benefit of his children be distributed with equity.

The Holy Father pointed to the sacred rights of humanity—"liberty and dignity" and to a fair distribution of the world's goods as the way to peace. He exhorted nations to combat unemployment to wipe out the glaring contrast between luxury and poverty.

"When the arm of violence is substituted for the sceptre of justice no one need marvel at the appearance on the horizon of dull flashes of war in place of the longed-for dawn of peace."

Ed. comment: "Peace of justice and charity." Before we begin to rave at the abominations of others in causing war, let us examine ourselves and see in how far we strive for "peace of justice and charity." If we make this the ideal and practice of our circle of relatives, friends and acquaintances, how quickly would it not spread over the world. We begin, many others continue. It is like tossing a stone into a lake. The ripples at first are very small, but they spread and continue even to the shore of the lake.

* * *

2,000 BURNED ALIVE

New details of the reign of terror in Barcelona were made known at Nationalist headquarters, where it was stated that it had been confirmed that Reds had thrown approximately 2,000 persons into the kilns of the cement factory of Moncada where they were burned alive.

NCWC News Service.

* * *

CAN THERE BE A JUST WAR AT THE PRESENT TIME?

With the danger of war hanging over our heads like an executioner's knife suspended from a thread, it seems almost useless and even maddening to recall to our minds the conditions for a just war. This, however, we do nevertheless, to give food for thought and to show the extremities to which supposedly reasonable men will go.

The traditional teaching of the Roman Catholic Church (at any rate since the fourth century) is that in certain circumstances and under certain conditions it is lawful to resort to warfare to vindicate a right that has certainly been infringed; and Catholic theologians lay down that for such a war to be justifiabl the following conditions a t l e a s t must be fulfilled:

1. It must be a strict right that has been infringed and of proportionate importance to the means invoked (war) to vindicate it.
2. War must not be resorted to unless all other means of settlement have been tried and have failed.
3. There must be a reasonable hope of success for the just cause.
4. War must not be entered into simply with the intention of righting the wrong.
5. War must be waged by legitimate methods.

All these conditions must be fulfilled. If only one condition is unflfilled, then the war is unjustifiable, and no Catholic may take part and support it. The judgment, however, is to be made not exclusively by each individual, who perhaps is not aware of all circumstances, but by those in competent authority.

"This Canada of yours is a land of bewildering contradictions," said a distinguished English guest not long ago.

Are these words true? Canada is the "vacant empire." It is endowed with a superabundance of natural wealth, yet starving for want of people. Canada, blessed with one of the world's most law-abiding peoples, is yet burdened with more law-makers per capita than any nation on earth. Canada whose industrious peoples are noted for their honest thrift, is yet crushed under a mountainous public debt and a spendthrift taxation.

The Royal Commission on Dominion-Provincial relations unearthed some interesting facts and statistics, which every citizen worthy of the name should paste in his memory book.

"We are one of the most overgoverned and expensively governed nations in the world. It is difficult to justify the maintenance of nine provincial governments, 4,300 municipal governments, 2,300 school boards, in addition to our Federal government and numerous commissions for a population of slightly over 11,000,000.

During the last 10 years our population increased 18%, whereas our governmental expenditures increased 45%. Out of every $100.00 of national income in 1935, our governments took $26.60."

* * *

HOLY EUCHARIST RIDES AIR WITH FLYING PRIEST

W a s h i n g t o n.—The Flying Priest, Father Paul Schulte, O.M.I., piloted his MIVA plane over 17,000 miles of the Far North on his missionary visits there in the last two months, and part of the time the Real Presence was with him, for when he brought the sick Father Julien Cochard from Arctic Bay to a hospital at Chesterfield Inlet he carried the Blessed Sacrament Father Cochard had consecrated. The rescue of Father Cochard and the transportation of the Holy Eucharist gave the Flying Priest the happiest day of his 23 years in the air, he said on his return to Washington. —The Register, Denver.

* * *

A ST. FRANCIS WANTED

When Lenin, the Russian Dictator, came into power and was setting up the communist state, he threw out belief in God, thinking the state would be supreme, the masses liberated, and Lenin would be triumphant.

But did Lenin ever change his mind? A story is told by Father Michael D'Herbigny, S.J., who gives it on the authority of a priest who was a former friend of Lenin and who was with him shortly before his death. Father D'Herbigny is a renowned scholar and carefully weighs any statement before it is made, so any story he tells must have a good foundation. This is the story:

A Hungarian priest, a former classmate and confidant of Lenin, had from him, during a lucid interval in his last illness, a statement which he repeated verbatim to me:

"I have," said Lenin, "been mistaken. It was, I suppose, necessary to liberate a multitude of oppressed people; but our method has provoked other oppressions, frightful massacres. You know that my most awful nightmare is to feel myself drowning in an ocean of the blood of countless victims. To save our Russia, what we needed (but it is too late now) was ten Francis of Assisi. Ten Francis of Assisi and we would have saved Russia." —The Catholic Boy (Oct. '38).

"IF DIRT WERE TRUMPS"....

HERE is something for you. Especially for the young people. We reprint it from the Bruno Leader, because it is of such importance and coincides exactly with the present "Campaign for Clean Reading" in Canada.

Read this article. Read it again. Pass it on for someone else to read.

And then act on it. The array of magazines appearing in our railway stations, drug stores, and on our news stands would almost make one ashamed to go near such places.

A united effort is being made throughout Canada to clean up the news stands. But this demands courageous Action. And united action. If we refuse to patronize places of business where filthy magazines are sold, but our friend continues to buy there our efforts will meet with only half success.—

Now we must first persuade ourselves, then those around us, to take an active part in the campaign for clean reading.

* * *

FILTHY PERIODICALS

"No one can fail to notice how our bookstalls and paper shops are being flooded with books, pamphlets, etc., of sex, sensation, and sloppy sentiment. Even some of the most pretentious and "respectable" now display the kind of "literature" that used to be considered a peculiarity of the "low foreign" quarters of Soho.

"The major part in the anti-God Soviet propaganda in Spain consisted in flooding that country with lewd and sex-ridden books, magazines, and papers. Kiosks and book shops were littered with pornographic works, from the cheapest of what Americans call "smut sheets" to the high-sounding pseudo-educational reviews such as "Sexual Reform."

"Well do the enemies of God know that the short cut to irreligion is by way of immorality, and the stream of filth that has been let loose upon our bookstalls show that we are not immune from this campaign against morality, against God and against religion."

FRANCE IS INNOCENT

Cast your eyes along the display of almost any bookstall. If your sense of decency allows you to remain long enough, note the number and variety of publications designed to appeal to the lower passions.

Practically everywhere you will find periodicals of the type pilloried by the Catholic Herald of October 14. Practically everywhere you will find the Pseudo-"health" magazine with its shameless cover design.

"Up till recently, when high court damages proved more effective than the commercial conscience, one of the most notorious French papers of this type kept them company, although the chief source of these specialties in moral perversion seems to have shifted to the U.S.A.

"A recent investigation in Dublin fixed the majority of objectionable magazines on sale in the city's bookshops as emanating from the States; and Mr. T. A. Perkins, of the Australian Customs, has said that of 72 magazines banned by his department practically all were published in the U. S. A.

"In some U.S. towns the police are moving in this matter, and in Australia a Bill to regulate this traffic in filth is being introduced by a Catholic, Mr. Cremean. When will a similar move be made here?

SUPPLY AND DEMAND

"You will not find the American invaders on all the bookstalls—yet. But you will find some here and there, and it may be taken as certain that if the demand promises profit the number will increase. But less reputable bookshops and libraries calling themselves 'Continental' stock them freely: 'College Humour'; 'Look!'; 'Romantic Story'; 'Screen Book'; 'Movie Mirror'; 'Inside Detective' (the cover depicting an apparently demented halfnude woman brandishing a dagger dripping blood); 'True Detective' (cover showing a woman evidently well doped, and the caption, 'Murdering Monster and the Exotic Dancer!), and so on, covering the whole gamut of sex, crime, and debauchery.

"Now read the following confession, and then ask yourself whether it is not high time this foul thing was stamped upon, hard, whether of continental, American, or home production.

"It is the story of the making of a sex-criminal, as told by the American Catholic paper, Our Sunday Visitor (16-10-38).

"Convicted of an offence that shocked the nation, there is no doubt left after hearing the unfortunate youth's confession as to the cause of his downfall.

" 'I say, thank God I am locked up — away from your hypocritical, corruption-breeding world.

" 'Who am I to talk like this?

" 'I'll admit who I am. I'm the so-called pervert who was convicted, locked up for a couple of the meanest crimes the law ever dealt with . . .

" 'Pervert? That word makes me laugh. I'm no different than anybody else. I can see now what made me what I am. It didn't come from inside me, but from outside. From those filthy magazines that you nice people allow to be plastered all over your news-stands . . . .

" 'How was I to know the stuff was poison? It changed my blood to fire . . . .

" 'Where's the big shot that gave me that start? I know. He's still doing his corrupt businss and he's still free. Don't let anybody tell you he's not hurting anybody. He's killing people. He's making fiends out of innocent people. He's the foulest thing on the face of the earth . . . . I know, because I'm one of his victims . . . .'

" 'Making fiends . . . . .' Is not that precisely the story of the anti-God propaganda in Spain? The Soviet's highly-organised and well financed efforts to destroy morality by means of a flood of 'filthy magazines' reached the pinnacle of its success in the butchery of thousands of priests and nuns and innocent men, women, and children, in circumstances of sadistic cruelty, only to be accounted to the acts of degenerates, of moral perverts.

" ' . . . . making fiends out of innocent people.'

"This process is now at work in our own country. It may not be altogether directed or inspired by Moscow; that may not be necessary, though it may not be without significance that the kind of paper and magazine we have under review is usually plentiful besprinkled with the five-point star of atheistic communism. In the despised 'dictator' countries it has been practically stamped out

by drastic state action, but presumably nothing will stop it here unless the authorities are forced to act under pressure of public opinion. And that, surely, is where Catholic Action should give a lead."

No more need be said to Christian people who value their faith and everything it stands for.

Just one suggestion. You who wish to become "apostles" of clean reading, begin to read good books. No, you need not begin with the lives of the Saints. Although what is more interesting than to read the biographies of those who had the courage of their convictions, showing strength of character, superior qualities, which seem almost beyond our reach. Read good wholesome books, and above all, pass them on to others. Once you experience how interesting good books and magazines can be, you will never even wish to go back to the gutter trash of the news stands.

—H. L.

PARABLES OF LIFE

It Passed Them By.

THE wicker basket at the end of the long handle passed close to the faces of the young man and woman. But they were intent upon their missals, and they saw the basket neither come nor go.

"Why should we?" expressed their attitude. They were dependents; their slight allowance of spending money came from their parents, and their parents regarded that wicker basket as an inevitable evil that must be faced and greeted with reluctant welcome.

So the young man and woman concentrated on their prayers, and the basket came and went.

It's true that during the week they each paid a quarter to see a motion picture that bored them sick. But a dime for the basket?

Out of their slim allowance they drew a coin for cigarettes, another for a chocolate malted, another for plebeian gum. They bought the daily paper and a not infrequent magazine. They lent with trustful generosity to a friend, and paid club dues and the assessment for their class. But the basket?

Well, all the basket meant was that their parish church would be able to continue its service of souls; that Mass could be offered and the sacraments administered. The coins in the basket only signified the offerings which the people were making to God that His kingdom might be advanced and His cause flourish. The basket was the practical adaption of the Offertory in the Mass.

But the young man and woman concentrated on their missals and felt no slightest sense of responsibility nor twinge of shame as the collection basket came and went unrecognized.

Who were the young man and woman? Oh, representatives of just about half the young people of Canada.



LETTER OF A YOUNG MAN ABOUT TO BE ORDAINED, TO HIS MOTHER.

DEAR MOTHER:—They've told us the time of ordination. We go on retreat tonight. I'll see you after Mass Sunday, but I'll be so excited I won't talk sense. So I'm talking to you know. There's a lot to say, Mom, on the eve of ordination.

I suppose I could put it in one word—Thanks. It seems such a tiny word, but—. Thanks, Mom, for everything I am today, for all I'll be next Sunday. Thanks, for I'd never be here except for you. That long night years ago, the night of sudden acute pain and short relief, the night you trod the precipice-edge of death that I might live—for that night, thanks. For that vision of loveliness you presented when I first saw your proud smile (smiling at me, after the pain I cost you), for that moment—couldn't thank you then—thanks. Not till a few years ago did I realize how much I did cost you. Now I know I was the last of many —wiseacres, knowing more than God, said you should have no more, but you let Him decide. I know now that things were tough then, but sacrifices were made by Dad, you, all the children, for the youngster God was sending. Because I know that now, because you knew it even better then, and didn't flinch, didn't act selfish, but gave me the priceless gift of life — because of all that, thanks.

There were quite a few hard days for you as we grew up. When we tots were laughing with carefree abandon, you were skimming and budgeting. We were able to see shows, dance, play games, get a fine Catholic school training, because you stayed at home being a mother. It meant you gave up many a party, many a venture into the social whirl, many a good time. We enjoyed life because you had shared life. I never saw your name in the papers, Mom; they probably wouldn't let you join those swanky clubs and federations; you couldn't give a speech; but, gee, Mom, you were pretty when you smiled; you certainly could teach us how to love God; and you looked like the Virgin Mary, as you returned from your daily Mass and Communion. They call all that the power of good example, Mom. And for the good example you gave us (you showed us how to live)—thanks, Mom.

Marriage to you meant sharing life with God's little ones. Life to you was only an antechamber to Heaven. We children to you were never "brats" or "unwanted" but rather souls with an eternal destiny. The vision of Heaven, lying ahead for all of us, was hard to hold on to, wasn't it? But you did, even through sleepless nights, nerve-wracking days. My priesthood was no accident to you; you prayed for it for years; and you sacrificed generously when I asked to leave. More than any other natural factor, you made me a priest. You gave me a chance to live, when no one else could; you shared life with me, when many around said, "No more"; you gave me a splendid opportunity to be with Christ forever in Heaven. I'll mean all that I've written above when I say next Sunday (and every day at Mass) —"Thanks, Mother."



The Oblate Fathers

A tribute to the memory of Bishop de Mazenod, the anniversary of whose death we commemorate on May 21st.

IN 1816 a young French aristocrat, Father Charles Joseph Eugene de Mazenod, formed a small community of missionaries to preach the Gospel to the poor of Southern France who had been lost to the Church during the French Revolution. Ten years later, these "Missionaries of Provence" had grown so numerous that Pope Leo XII raised their community to the rank of a Religious Congregation and gave them the name which they now bear, the Missionary Oblates of Mary Immaculate.

Young Father de Mazenod chose as the motto of his Congregation, "Evangelizare Pauperibis Misit Me" — "To preach the Gospel to the Poor He has Sent Me." Throughout his life as a missionary and later as Bishop of the great maritime city of Marseilles, de Mazenod was true to his motto and his Patroness, sending his spiritual sons to minister to the most abandoned souls and to preach to the poor of Christ the glories of His Immaculate Mother. At his death in 1871 his Oblates were laboring in Corsica, England, Ireland, South Africa, Ceylon, Canada, the United States and Mexico.

Today the Oblates of Mary Immaculate number over five thousand. Divided into nineteen Provinces in Europe, North America and Australia, they are engaged in preaching, teaching and the parochial ministry. Eight hundred Fathers and Brothers are actively engaged in foreign mission work, under fifteen Oblate Missionary Bishops, in the Far North, South America, the Belgian Congo, South Africa, Indo-China and Ceylon. Their work in the Arctic wastes and among the burning sands of the Kalahari desert has won for them from the Holy Father the title of "specialists in the most difficult missions.'

In Canada, where there are five Oblate Provinces and five Oblate Missionary Vicariates, the sons of de Mazenod are known as "the Apostles of the Northwest." With the growth of the secular clergy in this pioneer territory, the Oblate missionaries pushed further and further north until today the Oblate Cross is found at Bylot Island, the world's most northern Catholic Mission, four hundred miles within the Arctic Circle. At Ottawa, the capitol of the Dominion, the Oblates conduct the Catholic University which has produced many members of the Canadian hierarchy and one of whose former professors, Jean Marie Rodrigue Villeneuve, O.M.I., is the present Cardinal Archbishop of Quebec.

From Canada, in 1848, Oblate missionaries came to the United States to establish a mission at Brownsville, Texas. Soon after houses were established in Buffalo, New York, and Lowell, Massachusetts. From these three centers the missionaries went forth preaching missions among Irish and French immigrants from coast to coast, and in time founding houses in every section of the country. There are now over six hundred Oblate Priests and Brothers in the United States. They form four Provinces, one in the North and East, one in the Southwest, and one Franco-American and one German-American Province.

In the Southwest, the Oblate "Cavalry of Christ," riding the desert to minister to the scattered Catholic families and the poverty-stricken Mexican immigrants have written a glorious chapter in American history. In the Northern and Eastern States the Fathers of the First American Province have followed closely in the tradition of their Founder, preaching to the Poor of Christ in the large industrial centers and in remote rural districts. Lately they have added the Negro apostolate to their many missionary works.

During the Provincialship of the late Father William J. Stanton, O.M.I., the First American Province began sending missionaries to the Zulu missions of South Africa and to the Eskimo and Indian missions in the Canadian North. There are now twenty-two young American Oblates in these foreign mission fields. In recognition of Father Stanton's devotion to the Northern Missions, the Canadian government has named one of the most northern Canadian outposts after the late Oblate Provincial.

In our own Saskatchewan the German Oblate Fathers have labored for over thirty years among the immigrants of German, Polish, Hungarian, Roumanian and Ruthenian extraction. Such names as Suffa, Sylla, Funke, Henry Boening, Schweers, Krist, Riedinger, W. Schulte, Groetschell, Bieler are known and highly respected by all. These men have spent their lives in the service of the people confided to their care. The glorious fruit of their work may be seen in the many flourishing parishes which they founded throughout the West.

Future Oblate missionaries are being trained at St. Charles, Man., and make their philosophical and theological studies at Battleford, Sask. St. Thomas Scholasticate was opened in 1932, but already many young Oblates have been sent out to take up the work of their venerated elders; to try to follow their example of selfless zeal, charity and sacrifice.

Although not seventy years have passed since the death of the saintly Founder of the Oblates of Mary Immaculate, the cause of the beatification of Bishop de Mazenod is already well advanced. Oblates the world over hope soon to see their Spiritual Father raised to the altars of the Church, and with him two of his most illustrious sons, Father Dominic Albini, "the Apostle of Corsica," and the heroic Bishop Vital Justin Grandin, first Bishop of St. Albert and pioneer missionary of the Canadian Northwest.





Tradition and Progress, by Ross Hoffman. Bruce Publishing Co., Milwaukee. Cloth. 176 pages. $2.00.

To form part of the 'Science and Culture Series' is guarantee enough for any book. In these times of general upheaval, when Christianity is discredited and relegated to Middle Ages as a thing of the past, Ross Hoffman timely reminds a perplexed world that the indispensable condition of all progress is to be found in tradition alone, "the sum of truth or knowledge or doctrine which human beings receive from their ancestors." Then follows a series of historical essays dealing with such problems as Europe and Christendom, The Property Basis of Liberty, The Church and the Totalitarian State, The Catholic Mind and Modern Politics, etc., all of which are intimately connected by the main idea that pervades the entire volume, — the necessity of tradition to true progress. As a whole, the book presents a profound study of world problems, giving the thoughtful reader ample matter for reflection and consideration.

* * *

The Psalms and Canticles of the Divine Office, by Rev. Geo. O'Neill, S.J. Bruce Publishing Co., Milwaukee. Cloth. 336 p. $3.00.

To priests and the laity in general this splendid volume will prove a practical guide to a deeper appreciation of the Psalms and Canticles. The lack of a modern and popular, yet scientific English version of the Psalms has long been sensed in the literary field. The author has met this need with a translation, based on the original texts and versions, which yet retains the beauty and solemnity of the original.

A number of brief introductory chapters give the reader a general knowledge of the Psalms and the numerous versions. Each Psalm and Canticle is preceded by historical and otherwise explanatory notes. Fortunately the translation is not overburdened by footnotes, usually characteristic of former translations. The clarity of the version renders these useless, only such notes are given which are necessary to clarify disputed and difficult passages.

Truly, a book to be placed in the hands of all for a better and clearer understanding of the magnificent Psalms and Canticles.

* * *

The Consoler, by Rev. David P. McAstocker, S. J. — Bruce Publishing Co., Milwaukee. 216 p. $1.75.

Combining charming simplicity with theological depth, Fr. McAstocker gives a thorough, clear and methodical exposition of the part played by the Holy Ghost in the life of the Church, as well as in the lives of its individual members. The pathetic condition of the modern world, the necessity of the Paraclete, His triple mission, the changes of heart and mind and tongue wrought by Him within us and the requisite dispositions for His reception are considered in turn. The entire second half of the book treats of the seven gifts of the Holy Spirit, first in general and then in particular, with pertinent applications to modern life and conditions. The supreme necessity of personal sanctity is stressed throughout.

By means of many modern examples, pointed anecdotes and practical illustrations the reader is given the opportunity to become more intimately acquainted with the Third Person of the Holy Trinity. A careful reading of this book can only result in a deeper and stronger devotion to the Holy Ghost — the Sanctifier and the Consoler.

* * *

LET US LOOK AT LIFE

By Isidore O'Brien, O.F.M.
St. Anthony's Guild,
Paterson, New Jersey.

In order to have life one must love. The "modern" and the young can hardly grasp this. When they think of love at all, they think only of love between the sexes. It is man's fathomless expression of life: love of parents, of country love of God our Father and Christ our Brother —that is love, and that is life.

—E. S.

* * *

THE CHURCH OUR MOTHER

By Isidore O'Brien, O.F.M.
St. Anthony's Guild,
Paterson, New Jersey.

We all have Three Mothers — an Earthly Mother, the Blessed Virgin Mary and the Catholic Church. Why and how is the Church our Mother? This question may seem an unanswerable one to many of us. Our Catholic Church comes directly to us from the heart of our Divine Saviour. Its headquarters are the everlasting springs of His mercy and love and forgiveness. Many of you may not be able to understand my statement. So why not read the book and find out why the Church is our Mother? —E.S.

* * *

THE LIGHT OF THE CROSS

By Isidore O'Brien, O.F.M.
St. Anthony's Guild,
Paterson, New Jersey.

The light from that Cross sanctifies everything which it touches, from Mary Immaculate, who bore Him, Who hangs on the Cross, down to the inanimate earth in which He will be laid.

He hung alone in darkness after having saved mankind. But from that darkness there streams a light, the light of the Cross, brightening all life with hope; for that light picks out the outlines of our individual sufferings and enfolds them within the infinite merits of Christ's life and death. —E.S.

* * *

CHRIST THE PHYSICIAN

By Isidore O'Brien, O.F.M.
St. Anthony's Guild,
Paterson, New Jersey.

When we hear that Christ is the true Physician, we should stop and give attentive ear. I am not speaking of Him exclusively as the Physician of the soul; I am speaking of Him as the Physician of our bodies, the Healer of our bodily ills.

There is one drawback. We seldom go to physicians unless we are in extreme need of them. But, if there are troubles, fears, doubts, roots of past sins, seeds of future suffering that neither priest nor physician can ease, to whom shall we go? —E.S.

You Can't Hate Men

By Eileen Flick

MURIEL VANE was right up to the deadline with her daily column and still she couldn't think of anything sufficiently withering to say about the male sex. She scribbled several eloquent slurs but none of them had the proper jerk. Then suddenly she got an inspiration. She reached into her desk, pulled out a packet of envelopes, snapped one open and began to read:

Dear Miss Vane: If I weren't sure that you were a dried-up old witch with a wart on your chin I'd come around and give you a good pasting. Your stuff makes me sick and so do you.

Respectfully,

Tom Brown.

A wart on her chin! Of all the nerve! Subconsciously defensive, Muriel held up her pocket mirror and regarded herself. It was a darn good chin, and she was definitely proud to possess it.

This man or ape, or whatever he was, had been keeping up these insults for quite a while now, but today he was to become the mainstay of her inspiration. She picked up another of his letters:

Dear Miss Vane: Imagine getting paid for such drivel! Why, you don't know any more about men than an adolescent octopus. If you look the way you write, you must be a sour old maid with skinny legs and knock-knees.

Devotedly,

T. B.

That settled it. That last remark was enough to launch a dozen columns.

* * *

She pulled her typewriter towards her and made it work until it fairly smoked. No man could write to her like that and get away with it! Whoever this mysterious "Tom Brown" was, he was going to learn his lesson. Wait until he read this blast! This ought to make his hair curl. She ripped her manuscript off the roller and shouted for a copy boy; but as she pulled open the door of her office a man almost stuck his fist in her face.

"There was a door there when I started to knock," he explained, grinning, his arm suspended in mid-air, amused surprise written all over his features.

Muriel regarded that grin with something akin to alarm. It reminded her, she decided, of a spring day. It put foolish notions into her head.

"What do you want?" she demanded, turning her back on him and trying to recapture her role of man-hater.

"Still the little icicle, aren't you?" he observed, almost as though he were talking to himself.

* * *

Immediately she wheeled around, surprise and fury battling in her glance.

"Why! You—you— Who are you, anyhow?" she demanded, banging her small fist down upon the desk as her wrath burst full upon her.

"Thomas Bowman Brown," he told her coolly. "Thomas Bowman Brown, after my father; Tom Brown, after myself."

Muriel took one look at him, opened her mouth to speak, and then sank limply into a chair. "Thomas Bowman Brown." "Tom Brown!" The words clattered crazily through her angry brain. Good lord! Why hadn't she guessed it sooner! So this upstart was the "old man's" son. This young pup was the next in line for the ownership of the whole darn paper!

Completely deflated, she got up and cleared off all the surfaces in the room. Slowly, methodically, she piled books and papers all around on the floor. Then, with equal precision, she opened and searched all the drawers of her desk.

"What, in heaven''s name, are you doing?" Tom Brown asked her at last. "Or does insanity just naturally run in your family?"

"I," Muriel answered, and her voice issued forth like that of a veritable queen of tragedy, "I am simply looking for my hat!"

* * *

And then, while the heir of the mighty Brown millions doubled himself into knots of helpless laughter, Muriel did the thing which, for some strange reason, completely won his heart. She raised her small foot and stamped it as hard as she possibly could.

Thomas Bowman Brown stopped laughing. He rose from his improvised seat on her desk and looked around him. On a chair, under a stack of papers, he found her hat. He picked it up, dusted it off, and jammed it on her head. Then, very firmly, he took hold of her elbow.

"Your chin is lovely," he told her softly.

"Let go of me!" Muriel fairly screamed. "Let go of me!"

And Tom Brown did just that—but not until he had her safely seated at a small table across from himself in the best "spaghetti dive" that he knew.

"I'll take tomato sauce," he told the waiter; "no garlic."

"Garlic with mine and lots of it," Muriel snapped when the man looked in her direction.

"What's the matter? Did the boy friend throw you over?" Tom asked maliciously. And to his astonishment he saw, or thought he saw, her eyes flash with tears.

"Skip that one," he said gruffly. Then to make up for his stupidity, he asked, "Been in this newspaper game very long, Miss Vane?"

"Pretty long," she answered him, and rewarded his forbearance with a very charming smile.

"Those letters," Tom confessed suddenly, feeling a bit hot around the collar, "those letters were really in very lousy taste."

"And *you* can skip that one," Muriel informed him, sensing rather than seeing his embarrassment.

"I didn't want to write that junk," Tom went on, in spite of her effort to silence him. "I wouldn't have if it hadn't been necessary.'

"What do you mean?" she asked him, puzzled.

Tom turned a fiery and very youthful red.

"The old man sent me around to fire you today," he blurted out at last, still wiggling his neck as though it might be bothering him. "I've known for a long time that he was getting himself worked up to it and I thought — well, I though that those letters might sort of warn you off."

For a long moment Muriel regarded him quite solemnly.

"I guess," she said at last, "that it must be my turn to do some explaining." And explain she did.

She told him, among other things, that she had been engaged to a boy for four years; that in the last two years she had come to realize she didn't really love him, but because he was out of work, she had felt obligated to keep her feelings to herself. Then it seemed that he had no sooner gotten a job than he had gone off with another girl. He hadn't even bothered to tell her about his plans. And that, she explained, was very definitely that.

She hadn't any real home; her parents were both dead. She had worked since she was fourteen. Lately she had realized that her column was going sour, but she couldn't seem to do anything about it; couldn't seem to get any other point of view. Then, strangely enough, she wound up by saying:

"In spite of which, I have known all along that I shouldn't have become so bitter."

There had been no experience quite like this in Tom's life. He looked at Muriel and wondered what he would have done in her position. He felt suddenly very humble.

As for Muriel, she must somehow have read his glance.

"We'll skip that one too," she said.

And with one accord they rose.

Outside, an old lady accosted them. She was selling flowers. Tom bought Muriel a bunch of violets. Then they just stood there for a moment in the sunlight. They were both unaccountably happy.

Suddenly a blind man turned the corner and, tapping his stick, moved close beside them. Muriel felt the icy finger of dread that poverty and helplessness always had the power to lay along her spine. She shivered. Automatically Tom reached into his pocket to get the man a coin. But even as he was bringing it out, the old flower vendor dropped the price of the violets into the blind man's outstretched cup.

Then, as the twa poor people moved wearily away, Muriel turned to Tom, and for the second time that day the man felt certain that tears were glistening on her lashes.

"And that," 'she said, "must be the answer. I should have listened to the world instead of trying to tell it. There is always someone who is worse off than we are."

* * *

Late that night Muriel stretched herself out on her narrow studio couch. With Tom's help she had entirely revamped the woman's page of the paper. It had been a big job, but she was happy. She was certain that they had done it well. Yet, in the back of her mind, she was searching for something—something that would explain this sudden peace within her.

There was a knock at her door. She rose and answered it. A messenger boy handed her a package. She thanked him and signed for it. Then eagerly she broke the string. There was a whole mass of white violets, and somewhere in their depths she found this note:

> Muriel, Dearest: It struck me as a very beautiful thought when you said that we should "listen to the world." I was wondering if perhaps you mightn't teach me the tolerance that I have accused you of not possessing.
>
> These flowers bring good-night and my love to you until tomorrow.
>
> Tom.

THE DIVINE OFFICE OF THE KITCHEN

God walks among the pots and pipkins.
—St. Teresa.

By Cecily Hallack.

Lord of the pots and pipkins, since I have no time to be
A saint by doing lovely things and vigiling with Thee,
By watching in the twilight dawn, and storming Heaven's gates,
Make me a saint by getting meals, and washing up the plates!

Lord of the pots and pipkins, please, I offer Thee for souls,
The tiresomeness of tea leaves, and the sticky porridge bowls!
Remind me of the things I need, not just to save the stairs,
But so that I may perfectly lay tables into prayers.

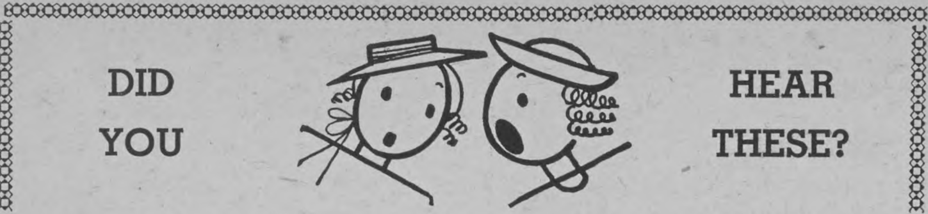
Accept my roughened hands because I made them so for Thee!
Pretend my dishmop is a bow, which, heavenly harmony
Makes on a fiddle frying pan; it is so hard to clean,
And oh, so horrid! Hear, dear Lord, the music that I mean!

Although I must have Martha hands, I have a Mary mind,
And when I black the boots, I try Thy sandals, Lord, to find,
I think of how they trod our earth, what time I scrub the floor,
Accept this meditation when I haven't time for more!

Vespers and Compline come to pass my washing supper things
And, mostly, I am very tired; and all the heart that sings
About the morning's work, is gone, before me, into bed.
Lend me, dear Lord, Thy Tireless Heart, to work in me instead!

My Matins are said overnight to praise and bless Thy Name
Beforehand for tomorrow's work, which will be just the same;
So that it seems I go to bed still in my working dress,
Lord, make Thy Cinderella soon a heavenly Princess!

Warm all the kitchen with Thy Love, and light it with Thy Peace!
Forgive the worrying, and make the grumbling words to cease,
Lord who laid breakfast on the shore, forgive the world which saith:
"Can any good thing come to God our of poor Nazareth?"



So that's the Reason! — why the bagpipe player always walks briskly as he plays is now explained by one of them. A moving target is always harder to hit.

* * *

No Danger.

The nervous passenger approached the captain timidly. "What would happen," she asked, if we struck a large iceberg?'"

"The iceberg would pass along as if nothing happened," 'replied the captain. And the old lady was very much relieved.

* * *

"Pardon me for a moment, Mrs. Jones, but before beginning this dental work I must have a drill."

"Fo' de lands sake, man, can't you all pull a tooth without a rehearsal?"

* * *

Mr. Branson died very suddenly and an important business letter was left unmailed. Before sending it off, his secretary, who was Irish and who had a passion for explanatory detail, added the following postscript below Mr. Branson's signature:

"Since writing the above, I have died."

* * *

And then there's the sad case of the Scotchman who sprained his ankle squeezing a tube of toothpaste.

In the Freshman class of one of our smaller schools, there were three American boys and one Chinaman who ate at the same table. The Chinaman being outnumbered, was hazed quite a bit by the Americans. However, he never complained, and the Americans, feeling bad about their pranks, approached the Chinaman one day. "Wong," they said, "we have decided to quit putting salt in your tea and pepper on your salad." Wong replied, "Velly well, then I will quit spitting in your coffee."

* * *

"Does yo' take this woman for you' lawfully wedded wife?" asked the colored parson, glancing at the diminutive, watery eyed, bow-legged bridegroom, who stood shrinking behind 200 pounds of femininity. "Ah takes nothin';" responded the bridegroom. "Ah's been' took."

* * *

A long wisp of artificial grain was the ornament on a girl's hat in the tramcar. It was placed horizontally, and it was tickling the face of a man who sat next to the wearer. Soon it came to rest in his ear.

The man took a huge claspknife from his pocket and began stropping it on the palm of his hand.

"Oh, what are you going to do?" cried the girl.

"If them oats gets in my ear again, Miss," replied the victim, "there's going to be a harvest."

Things to Forget.

If you would increase your happiness and prolong your life, forget your neighbor's faults. Forget all the slander you have ever heard. Forget the temptations. Forget the fault-finding and give little thought to the cause which provokes it.

Forget the peculiarities of your friends, and only remember the good points which makes you fond of them. Forget all the personal quarrels or histories you may have heard by accident, which, if repeated, would seem a thousand times worse than they are. Blot out as far as possible all the disagreeables of life; they will come, but they will grow larger when you remember them, and constant thought of the acts of meanness makes you more familiar with them.

Obliterate everything disagreeable from yesterday; start out anew with a clean heart today, so that you may write upon a clean sheet for sweet memory's sake only those things which are pure and lovely.—Cath. Record.

* * *

John: Are you thinking of me, Annie?

Annie: Oh! was I laughing? I'm sorry.